WIDENER LIBRARY
HX P195 4

BIBLIOTHEK DER Unterhaltung und des Wissens.

MDCCCXC

Aus der Bibliothek
von

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Illustrierte Novellen und Erzählungen

Jeder Band im Umfang von circa 7 Bogen geheftet

in farbigem Umschlag 1 Mark ✻ **elegant gebunden 2 Mark**

Soeben erschienen:

Anna Ritter, Margherita. Novelle. Illustr. von Rich. Mahn.

Ernst und **Ute Muellenbach, Aus junger Ehe.** Studien und Skizzen. Illustriert von L. Wedenmeyer.

Hans Olden, Tannhäuser. Novelle. Illustr. v. E. Heilemann.

Heinz von Hemskerk, Die Gewittertante. Eine amüsante Heiratsgeschichte. Illustriert von F. v. Reznicek.

Früher erschienen:

Paul Heyse, Der Schutzengel. Novelle. Illustr. v. L. Münch.

Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Novelle. Illustriert von Paul Rieth und Rich. Mahn.

Rudolph Stratz, Samum. Novelle. Illustr. von Chr. Speyer.

Ernst Muellenbach, Auf der Sonnenseite. 8 Geschichten. Illustriert von L. Reichert, A. Mandlick, R. Reinicke u. a.

A. Moszkowski, Das Ueber-Büchl. Humoresken. Illustriert von H. Fechner und Eug. Siegert.

J. L. Heer, Der Spruch der Fee. Novelle. Illustriert von E. Jeanmaire und Rich. Mahn.

A. Noël, Didiers Braut. Novelle. Illustriert von F. Hlavaty.

Hermann Schöne, Theater-Bohème. Novelle. Illustriert von Rich. Mahn.

In den obigen Bänden bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebter Autoren dar, welche, von Künstlerhand mit zahlreichen Textillustrationen geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen aussergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als gute und interessante Unterhaltungslektüre können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Neu eingeführt.

Allen Hotels und Restaurants empfohlen.

Rioja-Bordeaux,

flaschenreifer roter Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet u. Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine,**
verzollt
ab Konstanz zu **85 Pf. per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen
franko gegen Einsendung von **M. 2.70.**

Natur- reinheit garantiert.

SAMOS-SÜSS-WEINE

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine
verzollt
ab Konstanz zu **M. 1.— per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 Flaschen franco **M. 2. 80.**

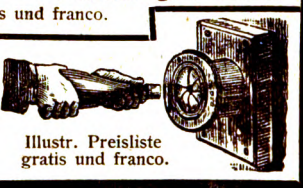
ZIEGLER & GROSS, **Konstanz 59,** Baden, u. **Kreuzlingen,** Schweiz.

Proben und **Preisliste** gratis und franco.

Verbess. Universal-Flaschen-Verkapsel-Maschine

Preis M. 6.—, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht da, redact. bespr. in Nr. 2296 der Ill. Zeitung, Leipzig.

ZIEGLER & GROSS, Konstanz 59.



Illustr. Preisliste gratis und franco.

Die altbewährte

MAGGI-WÜRZE

ist und bleibt

das **beste, billigste** u. **ausgiebigste** Mittel, um schwacher Bouillon, Suppen, Saucen, Gemüsen, Fleischspeisen u. s. w. augenblicklich einen äusserst feinen, kräftigen Wohlgeschmack zu geben. Wenige Tropfen — beim Anrichten zugefügt — genügen. * In Fläschchen von 35 Pfennig an in allen Kolonialwarengeschäften käuflich.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

Menschenkunde.

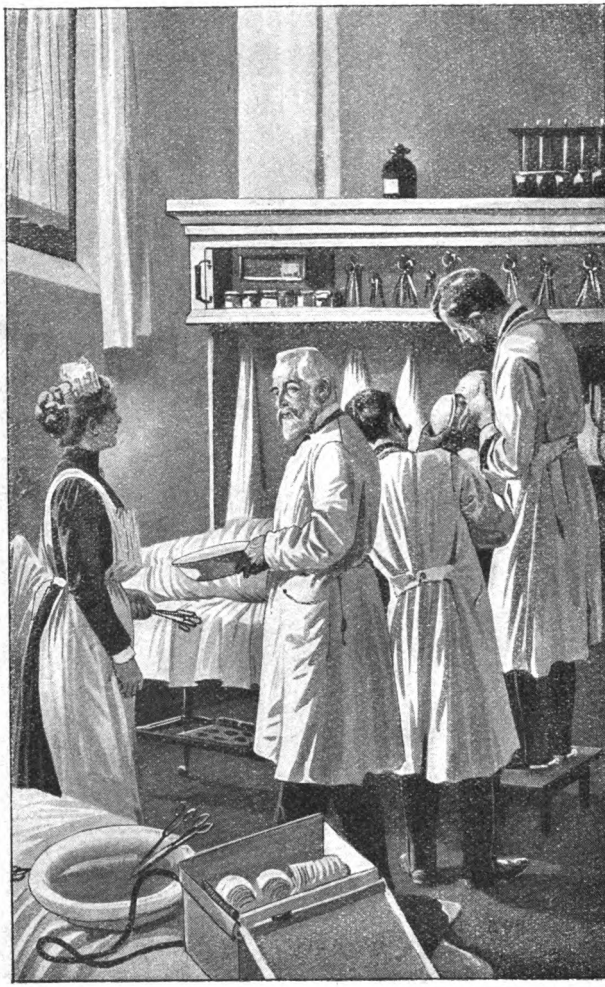
Eine Naturgeschichte sämtlicher Völkerrassen der Erde.

Von **Dr. A. Sokolowsky.**

20 Bogen Text mit 41 Bildertafeln. Preis elegant gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Novelle „Schwester Thekla“ von Karl Schüler. (S. 75)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1902 · Zwölfter Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
46 *213

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Nach dem Urteil. Roman von Wilhelm Herbert (Fortsetzung) 7

Schwester Thekla. Novelle von Karl Schüler 70
Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Aus Ostafrika. Ein Ausflug in die Tropen. Von H. Wolffram 111
Mit 11 Illustrationen.

Das Modell. Eine Künstlergeschichte von Johannes Stavi 127

Das elektrische Bergwerk. Skizze aus dem modernen Grubenbetrieb. Von Eugen Schmitt 171
Mit 8 Illustrationen.

Zigeuner sind ehrlich. Eine heitere Geschichte aus Slawonien. Von Roda Roda 186

Von Boulogne bis Ulissingen. Küstenbilder vom Kanal und von der Nordsee. Von Ernst Binder 193
Mit 11 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die erste Fuchsie 211

Neue Erfindungen:

I. Ein Fernschreibapparat 215
Mit Illustration.

II. Vorrichtung zum Einnehmen von Pillen . . . 217
Mit 2 Illustrationen.

Standhaftigkeit 218

Der Kampf um ein neues Land 219

Seite

Das Geburtshaus der Kaiserin Josephine von Frankreich auf Martinique 224
Mit Illustration.
Das gute Bett 226
Vom Besen 227
Kaiser Wilhelm I. und sein Hofprediger 229
Von der Tollkirsche 230
Eigenhändige Prüfung 232
Neues aus Korea 233
Mit 4 Illustrationen.
Ein edler Kuss 238
Die Masse des Gletschereises 239
Geheimnisvolle Dokumente 239
Ein Temperenzlerfreund 240

Nach dem Urteil.

Roman von Wilhelm Herbert.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Man trank und plauderte; aber die Unterhaltung wurde fast ausschließlich von Ströhmer und Torn geführt. Ebeling saß schweigsam, in Gedanken an das schöne Mädchen versunken. Erhard war in einer unzufriedenen Stimmung. Seiner vornehmen, ruhigen und gemessenen Art mißfiel das heute von seinem Vater zur Schau getragene Wesen vollkommen. Er hatte sich so sehr nach der Rückkehr Ströhmers gesehnt. Noch diesen Abend hoffte er sich mit ihm über seine Zukunft aussprechen zu können. Er wollte aus dem Munde seines Vaters und des Rechtsanwalts, die ja beide den besten Aufschluß darüber geben konnten, erfahren, was er zu hoffen hatte; ob die Genugthuung, die seinem Vater durch die Freisprechung geworden war, eine so vollständige gewesen, daß kein Makel mehr zurückblieb, daß kein gerecht und vernünftig denkender Mensch mehr bei dem Namen Ströhmers die Achseln zucken und sich reserviert zurückziehen durfte. Und nun

fand er statt dessen eine wüste, lärmende Lustigkeit, die mit dem Herzen nichts zu schaffen hatte und ihm einen öden, häßlichen Eindruck machte.

Torn hatte sich, seitdem man das Wohnzimmer verlassen, ausschließlich mit dem Kassierer beschäftigt. Beide tranken eifrig, schwatzten, rauchten und lachten und gingen, als man auf diese Weise mit dem Sekte fertig geworden, zum Kaffee über. Dabei schien es kaum bemerkt zu werden, daß sich Ebeling endlich empfahl, und Erhard, der das Bedürfnis hatte, aus dem heißen, qualmenden Dunst fortzukommen und sich auszusprechen, mit ihm aufbrach, um ihn noch ein Stück Weges zu begleiten.

„Ich kann meinen Vater heute nicht verstehen," sagte er seufzend, als sie auf die Straße hinaustraten. „Er ist so ganz anders, als ich ihn gekannt habe, ehe dieses Schreckliche über uns kam, was mir heute noch traumhaft, so unglaublich scheint, daß ich es am liebsten in das Reich eines krankhaften Wahnes verweisen möchte, wenn mich nicht die Wirklichkeit unerbittlich jede Minute daran erinnerte, daß uns alles dieses leider in der That geschehen ist."

Ebeling ging eine Weile schweigend ohne Antwort neben ihm her.

„Mir geht es wie Ihnen," sagte er dann. „So, wie ich Ihren Vater aus den Akten, aus den Angaben der vielen Leumundszeugen, dann aus meinen eigenen Gesprächen mit ihm in der Haft kennen gelernt habe, liegt auch mir etwas ganz Fremdes in seinem jetzigen Gebaren. Diese unruhige, diese lärmende Freude, dieses selbstbewußte Pläneschmieden und Rachesinnen paßt nicht zu dem Bilde seines bisherigen Lebens — ich finde mich damit nur so zurecht, daß ich es als den ersten Ueberschwang des Gefühles wiedergewonnener Freiheit nehme."

„Möchte es so sein!“ sagte der junge Offizier mit düsterem Ernste. „Aber wie nun mit mir? Nennen Sie mich keinen krassen Egoisten, wenn ich diesen Tag nicht verstreichen lassen kann, ohne mich mit Ihnen über meine eigene Zukunft ausgesprochen zu haben. Ich kann nun einmal nicht anders; ich kann diesen Zustand, der bereits über ein halbes Jahr währt, nicht länger ertragen. Was wird jetzt mit mir? Bin ich auch frei von den Fesseln, welche mir das Los meines Vaters geschlagen hat; sind die Schranken, die sich mir plötzlich in den Weg legten, beseitigt, kann ich wieder jedem offen ins Gesicht sehen, kann ich das als mein Recht zurückverlangen, was mir einstweilen entzogen wurde?“

Ebeling kämpfte heftig mit sich, ehe er antwortete. Unter einer Laterne blieben sie stehen und sahen sich offen ins Gesicht.

„Darf ich Ihnen meine unverhohlene Meinung sagen?“ fragte der junge Jurist.

„Ich bitte Sie darum,“ entgegnete Erhard erregt und atmete schwer.

„Ich würde Ihnen raten, einen anderen Beruf zu ergreifen,“ sagte der Rechtsanwalt freundlich, aber bestimmt.

„Wie? Sie glauben — Sie wollen sagen —“

„Ich meine,“ antwortete Ebeling, „der unselige Fall wird sich nicht so aus Ihrem Leben verwischen lassen, daß seine Spuren Ihnen nicht in einer Laufbahn hinderlich sein würden, die in Bezug auf den Lebensgang ihrer Angehörigen die peinlichsten Anforderungen stellt.“

„Aber ich bitte Sie,“ sagte Erhard hitzig, „was habe ich denn gethan? Habe ich nicht stets wie ein Ehrenmann gelebt? Kann ich denn dafür, wenn — — ja,“ unterbrach er sich, „und was hat denn mein Vater

gethan? Hat er jemand ermordet? Doch gewiß nicht! Angeklagt war er dessen — ungerecht beschuldigt war er, kann das nicht jedem von uns begegnen, oder glauben Sie etwa —"

Ebeling schüttelte den Kopf. „Nein, nein," sagte er hastig. „Ihr Vater ist unschuldig. Wenn ich je an seine Schuld geglaubt hätte, würde ich ihn nicht verteidigt haben."

Er hatte mit großer Ueberzeugung und Wärme gesprochen.

„Aber," fügte er dann sinnend und nicht nur für den Zuhörer, sondern auch für sich selbst hinzu, „die Welt ist argwöhnisch und klatschsüchtig, und es ist so viel an dieser ganzen Sache, das vollkommen unaufgeklärt geblieben ist, wo die lüsterne Phantasie der Menge einsetzen und sich Dinge aufbauen kann, die keine Berechtigung haben."

„Sie geben also selbst zu," rief Erhard, „daß man trotz der Freisprechung meinen Vater einen Mörder nennen kann, daß das gefällte Urteil nicht allen Gerüchten, die ihn eines Verbrechens zeihen, ein Ende machen muß?"

Der Rechtsanwalt sah mit einem gequälten Gesichtsausdruck zu Boden. „Wenn Sie wüßten," murmelte er, „wie ich mich geplagt habe, volles Licht in dieses Chaos zu bringen, jedem, auch dem leisesten Verdachte die Spitze abzubrechen! Tag und Nacht habe ich nicht gerastet. Jede einzelne Linie der Anklage habe ich bis zu ihren äußersten verfolgbaren Spuren ausgeforscht und Schritt um Schritt die Indizien zu widerlegen gesucht, die gegen Ihren Vater sprachen. Der Erfolg davon — ich darf ja wohl sagen, daß ich in dieser Beziehung manches zum Erfolg beigetragen habe — war eine solche Schwächung der Anklage, daß sie in

sich zusammenfiel. Aber ihre Haltlosigkeit kennt doch nur derjenige, der wie ich und die anderen unmittelbar damit befaßten Personen die Möglichkeit hatte und sich die Mühe gegeben hat, die Akten eingehend zu studieren, alle gefundenen Verdachtsmomente und alle zu ihrer Beseitigung gewonnenen Anhaltspunkte genau zu prüfen. Für das große Publikum draußen, für die Menge, die schließlich immer das oberste Gericht über unseren Ruf und unsere Ehre bleibt — wenn auch ein willkürliches und häufig ungerechtes Gericht — für sie liegt die Sache nicht so klar und offen, daß man ihr verbieten könnte, zu tuscheln, zu murmeln und Ihren Vater mit einer Schuld zu belasten, an der er keinen Teil hat."

Erhard schritt in dumpfem Brüten neben dem jungen Juristen her.

„Ich verstehe Sie," sagte er dann. „Und ich muß Ihnen recht geben. Ich sehe nun auch sehr wohl ein, daß ich den Rock meines Königs nicht mit Ehren tragen kann, solange ich nicht jedem, der laut und leise solche Verdächtigungen ausspricht, entgegenzutreten und ihn sofort der Unwahrheit seiner Aeußerungen zu überführen vermag. — Aber was nützt denn dann die Freisprechung?" rief er heftig. „Was bringt uns denn endlich wirklich einmal die Freiheit von dieser Last?"

„Die Freisprechung," entgegnete Ebeling ernst, „verneinte nur die Schuldfrage. Den Verdacht beseitigt bloß die Entdeckung der Wahrheit."

„Wer findet die?" stieß der junge Offizier verzweifelnd hervor. „Wenn das Gericht sie nicht gefunden hat, wenn Sie sie nicht gefunden haben!"

„Man wird auch jetzt nicht aufhören, nach ihr zu forschen," antwortete der Rechtsanwalt. „Die Staatsanwaltschaft, die Polizei werden ihre Erhebungen fort-

setzen — wenn möglich, jetzt, da sich die bisher verfolgte Spur als trügerisch erwiesen hat, mit größerem Eifer als je. Und die Behörden haben hierin zwei unabläſſige, wenn auch geheime und ihr selbst nicht bekannte Helfer an mir und an Torn —"

„An Torn?" fragte Erhard überrascht.

Sein Begleiter nickte. „Sie wissen ja," sagte er, „der Baron ist ein Sonderling. Seine edle Neigung, das Unglück der Menschen zu lindern, wo er es findet und soweit es immer in seinen Kräften steht, hat ihn naturgemäß bald auch an die Stätten der Verbrechen geführt; denn Elend und Schuld sind ja gar oft eng verschwistert. Er geht dabei von dem gleichen Grundsatze aus, den der Arzt verfolgt. Um eine Krankheit zu heilen, muß erst der Giftstoff gefunden und beseitigt sein. So spürt er unter der Maske leidenschaftsloser Ruhe überall dort, wo er sie wittert, mit regstem Eifer der Schuld nach. Er ist ein Wahrheitsfanatiker, und ich weiß, wonach er in dieser ganzen Sache seit einem halben Jahre strebt und sich sehnt, ja, wonach er förmlich lechzt wie ein Dürstender."

„Und das wäre?" fragte Erhard langsam und erstaunt.

„Nach dem Geständnisse des Mörders von Emma Ritter!" entgegnete Ebeling.

„Nach dem Geständnisse?" wiederholte der junge Offizier. „Aber wie —"

„Ja, da haben Sie freilich recht. Aber wie! Das ist die große Frage, über die wir beide uns schon stunden-, tage-, wochen-, monatelang den Kopf zerbrechen. Mit einer Ausdauer, deren Zähigkeit ohne Grenzen ist, mit einem Scharfsinn, einer Kombinationsgabe und Klugheit, um die ihn jeder Berufskriminalist beneiden müßte, forscht Torn der Sache nach. Er hat

eine jede Person, auf die auch nur der leiseste Verdacht fiel, einzeln zum Objekt seiner Beobachtungen, seiner Nachforschungen gemacht — alles bis jetzt vergeblich! Er setzt nicht bloß Geld und Bequemlichkeit, sondern seine Ruhe und, fast möchte ich bis zu einem gewissen Grade annehmen, sogar seine Gesundheit, so eisern sie ist, daran, zu einem Ziele zu gelangen. Wenn man dieses Bild hierauf anwenden darf, muß man sagen: ihm ist die Sache zu einem edlen Sport geworden, den er mit derselben Leidenschaft betreibt, wie nur irgend einer seiner Standesgenossen am Spieltisch, auf dem Rennplatz oder sonstwo alle anderen Lebensregungen dieser oder jener Leidenschaft unterordnet. Aber Torns Handeln hat dabei nichts Abstoßendes oder Befremdendes, nichts Aufdringliches oder Frivoles, es liegt bei ihm verklärend über allem eine warme Menschenfreundschaft. Wenn er dem Urgrund der Dinge nachforscht, so geschieht es bei ihm nicht, um zu schaden, sondern um Gutes zu thun."

„Torn hat ganz recht," sagte Erhard, der mit begieriger Aufmerksamkeit den Worten des Verteidigers gelauscht hatte, „uns kann nur eines nützen: das Geständnis des Mörders! Derjenige, welcher einen solchen scheußlichen Mord bekennt, wird nicht lügen, und sein Bekenntnis allein kann jeden Makel von unserem Namen lösen."

Sie gingen schweigend miteinander die Straße hinunter.

Dort blieb Erhard stehen.

„Ich bin fertig mit meinem Entschlusse," sagte er. „Ich werde Ihren Rat befolgen, wenigstens zunächst. Aber ich bedarf zur Ausführung dessen, was ich vorhabe, einer Unterstützung, die freilich nur Sie mir gewähren können, die nur ein Freund mir gewähren kann."

Ebeling reichte ihm herzlich die Hand. „Ich denke," sagte er dazu schlicht, „wir brauchen nicht erst Freunde zu werden."

Erhard drückte ihm die Rechte mit großer Wärme. „Ich danke Ihnen," antwortete er. „Ich werde Ihrer Freundschaft keine Unehre bereiten. Meine Gymnasialbildung ist eine gute; besonders habe ich mich in den alten Sprachen ziemlich umgesehen; ich werde morgen meinen Abschied nehmen und mich der Jurisprudenz widmen. Das Studium wird mir zwar vielleicht, wenigstens am Anfang, schwer fallen, aber es muß sein, und ich hoffe, den Mut nicht zu verlieren. Freilich müßte ich mir nebenher verdienen können. Ein mehrjähriges Zusehen gestatten unsere gegenwärtigen Mittel nicht, und wenn nun mein Vater auch eine entsprechende Stellung wieder bekommen sollte, möchte ich ihm in meinen Jahren nicht mehr lästig sein. Hier setzt der eine Teil meiner Bitte an Sie ein: könnten Sie mir vielleicht bei einem der Ihnen bekannten Anwälte ein Unterkommen, wenn auch in untergeordneter Stellung, verschaffen, wo ich mir einiges Geld verdienen und dabei zugleich schon etwas in die praktische Seite der Jurisprudenz Einblick zu gewinnen vermöchte?"

„Das wird nicht schwer fallen," entgegnete Ebeling. „Ich denke, Justizrat Klein, mit dem ich arbeite, sollte Sie verwenden können."

Erhard atmete erleichtert auf und sagte in froherem, zuversichtlicherem Tone: „Das wäre ja herrlich! Ich würde ein fleißiger und gelehriger, wenn auch wohl im Anfang etwas ungeschickter Arbeiter sein. — Und dann zum anderen Teil meiner Bitte," fuhr er eifrig fort, „lassen Sie mich der dritte im Bunde sein, Sie und Torn, der dritte der Pfadsucher in diesem Wirrsal von Vermutungen, das noch die Wahrheit über den Tod

von Emma Ritter verbirgt — ich verspreche Ihnen, ich werde ein eifriges und unermüdliches Mitglied Ihres Bundes sein. Es wird nichts Höheres für mich geben," fügte er erregt hinzu, „als die Wahrheit hierüber an den Tag zu bringen!"

Ebeling zögerte einen Moment. „Sie muten sich damit doch zu viel der Selbstqual zu," sagte er freundlich. „Immer wieder an einen Vorfall erinnert zu werden, in den der Name Ihres Vaters nun einmal verflochten war."

„Und wenn er darin verflochten bliebe!" stieß der junge Offizier leidenschaftlich hervor. „Ich muß und will die Wahrheit wissen! — Sie werden einsehen," fügte er nach diesem jähen Ausruf besonnen fort, „daß mir alles daran liegt, jeden Schein einer Schuld von meinem Vater zu entfernen, um seiner selbst, um der Mutter, um Leonorens, um meinetwillen. Vielleicht kann ich dann doch einst noch daran denken, zu meinem Lieblingsberufe zurückzukehren."

„Ich verstehe Sie," sagte Ebeling, „und ich ehre und billige Ihren Entschluß. Torn wird das nicht minder thun. Wir wollen morgen mit ihm darüber sprechen."

„Ich danke Ihnen," antwortete Erhard erleichtert. „Nun sehe ich wenigstens einen Weg vor mir, der aus dem Elend unseres gegenwärtigen Zustandes hinausführen kann."

Sie gingen noch eine kurze Strecke schweigend miteinander.

Vor Ebelings Wohnung empfahl sich der junge Offizier. „Wir stehen seit langem, insbesondere seit heute, in einer Schuld bei Ihnen, von der ich nicht weiß, wie wir sie auch nur einigermaßen begleichen sollen," sagte er. „Mich selbst haben Sie in dieser

letzten Stunde noch zu einem weiteren, ich darf in gewissem Sinne fast sagen, höheren Danke verpflichtet. Seien Sie vorerst wenigstens versichert, daß Sie keinen aufrichtigeren Freund haben wie mich, keinen, der redlicher bestrebt sein wird, Sie davon zu überzeugen — und keinen," setzte er mit großer Energie bei, „der auch in unserer besonderen Angelegenheit fester zur Sache steht, die ich selbstverständlich vor jedem unverbrüchlich geheimhalten werde."

3.

Torn und der Kassierer hatten wacker fortgezecht. Während aber der Alkohol auf den Baron keinerlei Wirkung auszuüben schien, war Ströhmer durch den Genuß der starken Getränke, deren er sich seit Monaten vollkommen hatte enthalten müssen, durch Rauchen, Plaudern und Lachen allmählich in einen Rauschzustand geraten, der ihn endlich vollkommen erschöpfte, so daß er langsam den Kopf auf die Arme neigte und in einen unruhigen Betäubungsschlummer verfiel. Plötzlich glitt er dann auch noch vom Stuhle hinunter und lag nun, den Kopf seitwärts auf die Sesselplatte gestützt, in gekrümmter Stellung zwischen Tisch und Stuhl. Er atmete schwer, schwatzte, stöhnte und lachte dann wieder im Traume und machte mit den zuckenden Fingern unstete Bewegungen.

Torn hatte sich erhoben und war hinter den Stuhl getreten, von dem Ströhmer herabgeglitten war. So stand er mit finsterer Stirn und beobachtete das unwürdige Bild, das indessen für ihn von dem höchsten Interesse zu sein schien. Denn er verwendete kaum einen Blick von den unruhig bewegten Mienen des Schlafenden und lauschte mit angehaltenem Atem auf

jede Silbe, welche dessen Lippen in meist unverständlichen Lauten hervorstießen.

Hin und wieder aber kehrte Torn doch das Auge von dem Schlummernden und starrte vor sich hin in das halbdunkle Zimmer. Seltsame Bilder mußten dann vor seinem Geiste aufsteigen; denn seine Züge verrieten eine heftige Erregung, die man sonst nicht an ihm kannte. Aber bald riß er sich immer wieder aus diesen Träumereien und kehrte zur Beobachtung des Trunkenen zurück.

Plötzlich fuhr dieser auf. „Was ist's?" murmelte er. Dann sah er wirr und ohne Verständnis um sich. Erst ganz allmählich schien er sich in dem Raume, den er so lange nicht mehr bewohnt, zurechtzufinden.

Nun erkannte er auch das Beschämende seiner eigenen Situation und richtete sich mühsam auf dem Ellenbogen halb auf. Hierbei erst gewahrte er Torn, dessen blasses Gesicht in dem dunstigen Halbdämmer der Stube seltsam zu leuchten schien.

Ströhmer konnte den durchdringend auf ihn gehefteten Blick der großen dunklen Augen nicht ertragen. Er sah zu Boden und murmelte: „Wie bin ich denn — ich muß geschlafen haben!"

Mit äußerster Anstrengung richtete er sich nun vollständig auf.

„Das ist mir auch noch nicht vorgekommen," sagte er mit verlegenem Lächeln. „Schlafe ich da ein und gleite vom Stuhl! Ja, wenn man nichts mehr gewohnt ist!"

Torn stand noch immer stumm vor ihm.

Der Kassierer fuhr sich mit der Hand flach über das Gesicht. „Es ist unverantwortlich von mir," sagte er, „Sie als meinen Gast sich hier langweilen zu lassen, während ich selbst schlafe. Aber Sie müssen mir das

heute schon zu gute halten! Ein Tag, der so mit erschütternden Eindrücken auf einen losstürmt! — Wollen wir noch etwas trinken?"

Der Baron schüttelte verneinend den Kopf. „Es ist schon sehr spät," sagte er.

Ströhmer sah nach der Wanduhr. „Zum Kuckuck! Gegen Drei!" murmelte er und starrte ein paar Sekunden vor sich hin. Dann riß er sich empor.

„Ich muß länger geschlafen haben, als ich geglaubt hätte," sagte er unsicher. „Als Ebeling und mein Sohn fortgingen, war es doch erst vielleicht — es kann noch nicht mehr als ein Uhr gewesen sein. Wie man nur so hinfällig werden kann! — Habe ich am Ende geschwatzt im Schlaf?"

Er stieß das unvermittelt hervor und wagte es nur flüchtig, den Blick Torns zu erwidern.

Der Baron zuckte die Achseln. „Ich habe nicht darauf geachtet," sagte er. „Sie mögen ein paarmal unverständliche Worte gemurmelt haben — ich habe vor mich hingeträumt."

Ströhmer schien durch diese Antwort wesentlich erleichtert. „Es wäre kein Wunder," setzte er bei, „wenn man nach einem solchen Tag im Traum allerhand ungereimtes Zeug schwatzte. Mir ist so, als hätte ich noch im Schlafe mit der Sache zu thun gehabt — mit der Anklage, verstehen Sie, und als hätte ich mich wieder dagegen verteidigen müssen. Da könnte ich ja das eine oder andere gesagt haben, was ganz wunderlich geklungen hätte — aber freilich, Sie haben an bessere Dinge zu denken, als dem einfältigen Geschwätz eines Schlafenden zu lauschen."

Er ging mit schweren Schritten nach dem Schreibtische und zündete das Wachslicht an, das dort in einem kleinen Messingleuchter aufgestellt war

„Darf ich Sie die Treppe hinabbegleiten?“ sagte er.

„Bitte,“ entgegnete Torn, „ich finde mich sehr leicht selbst zurecht.“

„Unter keinen Umständen,“ entgegnete Ströhmer geschäftig. „Ich habe mich ohnedies mehr an Ihnen versündigt, als ich gegenüber einem so lieben und verehrten Gaste verantworten kann. Sie wissen gar nicht, wie es mir das Herz erwärmt hat, Sie heute hier zu treffen. Das hat der ganzen Feier erst die rechte Weihe gegeben.“

Er schwatzte aufgeregt in ähnlichen verbindlichen Phrasen weiter. Die Ruhe des anderen war ihm unheimlich, und er hoffte, durch lebhaftes Geplauder das zugeknöpfte Wesen Torns zu ändern. Es war ihm, als könne er erst dann, wenn der Baron wieder gesprächig würde und unbefangen auf seine Reden erwiderte, den Verdacht los werden, als habe er im Traum Dinge gesagt, die seinem Besucher hätten auffallen müssen.

Während man auf den Korridor hinaustrat, wurde die Wohnungsthür aufgeschlossen.

„Ah, du bist's, Erhard!“ rief Ströhmer. „Nicht wahr, wir sind Nachtvögel! Denke dir nur meine unverantwortliche Schwäche! Ich bin eingeschlafen, und der Baron hatte die Lammesgeduld, bei mir auszuhalten wie eine besorgte Mutter bei ihrem verzogenen Bübchen, bis es mir gefällig war, wieder aufzuwachen.“

Er begleitete seine Worte mit einem halblauten Lachen.

„Darf ich Sie hinunterführen?“ fragte der junge Offizier, dessen umwölkte Stirn sich beim Anblick Torns erhellt hatte. Es schien ihm ein glücklicher Zufall zu sein, daß er den Mann noch traf, mit dem sich seine Gedanken auf dem Heimwege so eifrig beschäftigt hatten.

„Wenn Sie sich bemühen wollen," entgegnete Torn sehr freundlich. „Ich würde mich aber auch allein zurechtgefunden haben."

Ströhmer nahm umständlich und mit großer Wärme unter wiederholter Beteuerung, wie fatal ihm sein Einnicken gewesen, von dem Gaste Abschied und bat ihn, nur recht bald wieder zu kommen.

Dann ging er in sein Zimmer zurück.

Dort trat er ans Fenster und schob die Vorhänge auseinander, um den Fortgehenden verfolgen zu können.

Aber Torn wurde unten nicht sichtbar. Auch Erhard kam nicht zurück. Sie schienen noch unterm Hausthor miteinander zu plaudern.

Plötzlich erlöschte mit einem leisen Knistern die Lampe. Tiefe Finsternis herrschte mit einemmal im Zimmer.

Ströhmer war bei dem Geräusch, welches das ausbrennende Oel verursachte, jäh aufgeschreckt und starrte in das zuckende Licht.

Dann, als es plötzlich Nacht geworden war, hatte er die Hand über die Augen gelegt und mit der anderen nach der nächsten Stuhllehne gegriffen.

„Leonore —" murmelte er scheu.

Erst nach ein paar Minuten verließ ihn der Schwächeanfall. Er tappte rasch und mit einer gewissen Aengstlichkeit an der Wand hin auf den Korridor hinaus und in sein Schlafzimmer.

— — — — — — — — — — — —

Die beiden Herren waren unten inzwischen thatsächlich in ein lebhaftes Gespräch geraten.

Erhard erzählte, daß er Doktor Ebeling nach Hause begleitet habe, daß sie dabei auf seine eigene Zukunft zu sprechen gekommen seien, welchen Rat ihm der junge Jurist gegeben und daß er sich rasch und fest entschlossen

habe, demselben Folge zu leisten. Dann kam er darauf zu sprechen, daß er von dem Rechtsanwalt gehört, wie sehr sich auch Torn um die Angelegenheit bemüht habe und noch bemühe und eine wie große Befriedigung es für Erhard selbst sein würde, diesen Bemühungen, an denen ja auch Ebeling teilnehme, sich gleichfalls anschließen zu können.

Aber Torn schien von dieser Eröffnung nicht besonders erfreut zu sein. „Ach was!“ sagte er mißgelaunt. „Was heißen Sie Bemühungen? Wer kann sich in solchen Dingen bemühen? Wer wird sich bemühen? Glauben Sie, uns bliebe dort noch etwas zu suchen übrig, wo die Behörden vergebens geforscht haben? Die Polizei, die hinter diesem Morde her war wie kaum hinter einem Verbrechen seit vielen Jahren? Die Staatsanwaltschaft, die mit ganz anderen Mitteln arbeiten kann als unsereiner? Wissen Sie, mein lieber Freund, Ebeling ist — bei allem Respekt vor seinen juristischen Kenntnissen muß ich das sagen — immer ein bißchen Phantast. Er sieht dort noch einen Weg, wo für uns nichts mehr als Dunkel ist. Lassen Sie diese Sache auf sich beruhen! Seien Sie damit befriedigt, daß Ihr Vater freigesprochen worden ist, und niemand mit Grund einen Vorwurf gegen ihn erheben kann. Und suchen Sie mitsamt allen Ihren Angehörigen die Geschichte so rasch zu vergessen als möglich und jeder Erinnerung daran so sorgfältig aus dem Wege zu gehen, als dies immer angeht. Wenn Sie einen anderen Beruf ergreifen wollen — gut, und wenn Sie der gewählte befriedigen kann, auch recht. Aber bohren Sie nicht weiter in diese rätselhafte Angelegenheit hinein; Sie rauben nur sich selbst dabei die Ruhe und gelangen zu keinem Ziel. Ich selbst wenigstens habe mit der Sache heute abgeschlossen. Wenn Sie dem

guten Rate eines wahrhaften Freundes folgen wollen, machen Sie es ebenso."

Er hatte die letzten Worte mit warmem Ton gesprochen und war dann, ehe Erhard in seiner Verblüffung erwidern konnte, in die Nacht hineingegangen.

Der junge Offizier stand noch eine Weile unter dem Hausthor und starrte dem Wegschreitenden nach. Wie wenig paßte das, was ihm dieser eben gesagt, zu der Hilfe, welche er gerade in diesem Punkte von Torn erwartet, und zu jenem, was ihm Doktor Ebeling in dieser Beziehung mitgeteilt hatte. Sollte die letzte Hoffnung, welche er gehegt, nun doch scheitern, sollte derjenige, auf den er das meiste Vertrauen in dieser Angelegenheit gesetzt hatte, dies nicht rechtfertigen und sich bei einem Abschlusse der Angelegenheit beruhigen, der für die Beteiligten, der vor allem für Erhard kein Abschluß war, keiner sein durfte?

Schweren Herzens stieg er endlich die Treppe hinauf und begab sich zur Ruhe. —

Torn hatte langsam seinen Weg gegen die innere Stadt fortgesetzt. Sein Gesicht zeigte einen düsteren Ausdruck. Er schlug hie und da mit dem Stock in die Luft und murmelte vor sich hin. Dann blieb er wieder stehen, schüttelte den Kopf und versank in Sinnen, um sich plötzlich aus seinen Gedanken emporzureißen und seinen Weg rascher fortzusetzen.

So war er vor dem Bankhause von Meier & Söhne angelangt.

Er stand lang in stummer Betrachtung des Baues, als könnte er die alten, wettergrauen Quadern des massigen Hauses mit seinen Blicken durchdringen und alle Geheimnisse ausforschen, die jemals hinter diesen Mauern verborgen waren.

Dann ging er langsam, den Blick zu Boden gesenkt,

über die Straße und schlug den Weg nach einem schmalen Seitengäßchen ein, das dort mündete.

Wenn man dieses Gäßchen betrat, kam man sich plötzlich wie in eine andere Welt versetzt vor. Himmelhohe Hintermauern ragten zu beiden Seiten des engen Pfades auf, der es kaum zwei Personen gestattete, aneinander vorbei zu kommen. Es war stets um einige Grad kühler hier als außen. Bei Tag fiel nur spärliches Licht von oben in diese sonderbare Schlucht, und nachts war es hier pechfinster. Nur dort an der Biegung des Gäßchens verstreute eine Gaslaterne spärliches Licht.

Torn ging bis zu dieser Laterne. Unter ihr blieb er stehen und starrte auf den Boden. Jagende Gedanken durchkreuzten sein Hirn. All das, was er seit jenem Tage miterlebt, als man Emma Ritter gerade an dieser Stelle tot aufgefunden, zog wieder in bunten Bildern an seinem geistigen Auge vorbei, und gar manche quälende Vorstellung schien für ihn darunter zu sein; denn sein Gesicht verfinsterte sich immer mehr, und sein Kopf senkte sich tiefer und tiefer auf die Brust.

In seinem Brüten überhörte er ganz, wie sich ihm von der anderen Seite her leise und vorsichtig ein gedämpfter Schritt näherte.

Plötzlich legte sich dem Baron eine Hand mit festem Griff auf die Schulter, und eine aufgeregte Stimme scheuchte ihn mit dem Rufe aus seinen Träumen empor: „Was wollen Sie da? Wer sind Sie?“

Torn sah rasch nach dem Störer um und blickte in das sonnverbrannte, jetzt von der Erregung noch tiefer gefärbte Gesicht eines Schutzmannes, dessen Miene in diesem Augenblick einen drohenden Ausdruck angenommen hatte. Dabei zuckte es aber zugleich wie

von verhaltenem Triumph und begierigem Verlangen um den Mund des Beamten.

Sobald er aber das Gesicht des anderen sah, schien ihn eine gewaltige Enttäuschung zu überkommen.

„Ach," murmelte er verlegen, „Sie sind-es, Herr Baron! Verzeihen Sie, ich dachte schon —"

Nun hatte auch Torn ihn erkannt. Es war einer der Hauptzeugen in der Verhandlung gegen Ströhmer gewesen. Der Schutzmann Michael Stumpf hatte in der Nacht vom vierten auf fünften Oktober vorigen Jahres Emma Ritter hier tot aufgefunden, und er hatte sich auch in der Folgezeit mit besonderem Eifer der Enthüllung des Verbrechens gewidmet. Um so mißmutiger und niedergeschlagener hatte ihn der Ausgang des Prozesses gemacht. Torn hatte gesehen, wie er nach dem freisprechenden Urteil ganz geknickt aus dem Saale schlich.

„Ach," sagte der Baron mit melancholischem Lächeln, „Sie sind's, Stumpf! Sie meinten wohl jetzt den Mörder zu erwischen, wie Sie mich da so stehen sahen?"

Der Schutzmann schwieg ein paar Sekunden verlegen. „Herr Baron," sagte er dann mit unzufriedener Stimme, „es läßt mir keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht. Die ganzen Monate her habe ich gespürt und geforscht und immer nach neuen Beweisen gesucht. Und nun geht es so aus. Es ist ein Jammer, daß man der Sache nicht auf die Spur kommen kann. Sie werden begreifen, was für mich persönlich dabei auf dem Spiele stand. Ich habe den Mörder entdeckt, ich habe eine Masse von Mühe und Arbeit darauf verwendet — alles umsonst jetzt! Wenn es zu einer Verurteilung gekommen wäre, man hätte mich für meinen Eifer belohnen, man hätte mir's mindestens beim Avancement

merken müssen — man hat doch auch Weib und Kind und will vorwärts kommen. Jetzt aber habe ich nichts davon als Achselzucken und den Spott der Kameraden."

Er verstummte wieder für eine Weile.

„Es ist ja nicht, als ob man es durchreißen und einen absolut hineindrücken wollte," begann er dann von neuem. „Aber wer soll es denn gewesen sein, wenn es Ströhmer nicht war? Gegen niemand sonst richten sich so viele Indizien. Es ist zum Verzweifeln! Die anderen alle mußten wir ja bald wieder frei geben, gegen die sich der Verdacht gelenkt hatte, weil sie ihr Alibi nachweisen konnten oder weil es an allem und jedem Interesse und Zusammenhang zwischen ihnen und der Ermordeten fehlte. Ich weiß jetzt wahrhaftig nicht mehr, wo aus und ein. Ich stehe vor lauter Rätseln da. Und wenn man sich einmal in einen Fall so verbohrt hat seit einem halben Jahr, und wenn man sich Tag und Nacht damit beschäftigt hat, und wenn es einem zur Ehrensache geworden ist, dann läßt es einen auch nicht mehr los, und man bringt's nicht mehr aus dem Kopf, und man kann sich nicht einfach dabei beruhigen, daß man sich sagt: Das Urteil ist gefällt — nun Schluß!"

Wieder hielt er ein, nahm den Helm vom Kopfe und fuhr sich mit dem Taschentuch über die heiße Stirn.

„Und dann nicht bloß das allein," hob er von neuem an. „Es ist wahrhaftig nicht bloß der Dienst und der Ehrgeiz allein, was mir die Sache so ans Herz legt. Wissen Sie, Herr Baron, unsereins hat ja keine feine Bildung, und man muß sich das ganze Jahr mit allerhand Gesindel herumschlagen — mit Einbrechern und Raufbolden und allem Erdenklichen; dabei wird man auch nicht feiner; aber man hat doch noch ein Gefühl in der Brust, und wenn ich die Augen schließe und ich sehe sie wieder so daliegen vor mir,

wie sie in jener Nacht hier lag, dann empört sich das Innerste in mir, und ich sage mir: Stumpf, du darfst nicht nachlassen, und wenn sie dich verlachen und verspotten, und wenn es dich die Nachtruhe kostet, und wenn es dich noch verrückt macht: den elenden Kerl, der dieses schöne Mädchen so unbarmherzig und grausam umgebracht hat, den mußt du herausbringen, und wenn es noch Jahre dauern sollte!"

Torn hatte bei diesen erregten Worten die Hand auf den Arm des Schutzmannes gelegt. In seinen Augen glühte es, und es bebte wie von einer verwandten Leidenschaft durch seine Worte, als er nun leise zu Stumpf sagte: „Ich verstehe Sie!"

„Wie sie dalag!" fuhr der Beamte fort. „Ein Bild zum Weinen! Sie trug sich immer so hübsch. So schlicht und dabei doch vornehm, möchte ich sagen. Nicht aufgedonnert und mit Putz behangen wie die anderen. Wie die anderen war sie ja überhaupt nicht. Sie hatte so etwas Feines und Zurückhaltendes an sich, daß jeder gleich wußte: Holla! Die ist von einem besseren Stoff! Und die Straßengecken, die hier abends herumschwärmen, wenn die Geschäfte geschlossen werden, und das leichtsinnige junge Mädchenzeug überall herausdrängt und lachend und sich drehend nach Liebhabern herumguckt — die Straßengecken, Herr Baron, ließen die Emma Ritter immer in Ruhe! Sie trauten sich nicht heran an sie, und ich dachte mir oft, wenn ich sie so gehen sah — man lernt ja, wenn man jahrelang im gleichen Revier ist, jeden Menschen kennen — immer dachte ich mir: So muß dein Mädel auch einmal sein, Stumpf, brav, ehrlich und tugendhaft und ohne Hochmut stolz dabei, so einen Stolz von innen heraus, zu dem man keine feinen Kleider und keinen adeligen Namen braucht — Sie entschuldigen, Herr Baron!"

„Ja, so war sie!“ sagte Torn in Gedanken.

„Sie haben sie auch gekannt?“ fragte der Schutzmann erstaunt. „Das habe ich gar nicht gewußt!“

Der andere sah rasch auf. „Ach!“ murmelte er für den Augenblick um eine Antwort verlegen. „Freilich habe ich sie gekannt,“ setzte er dann bei. „In der Bank lernte ich sie kennen, ich hatte dort öfters zu thun, und einer der Chefs zeigte sie mir einmal als seine beste, zuverlässigste Arbeiterin.“

Stumpf, der ganz von den Bildern seiner Erinnerung befangen war, merkte den unsicheren, nach einer Ausflucht suchenden Ton in den Worten des Barons nicht.

„Ja!“ sagte er lebhaft. „Ganz richtig! Ihre Arbeit und ihre alte Mutter — das füllte ihr Leben aus. Sonst hatte sie und sonst wollte sie nichts. So hübsch sie war und so leicht sie einen anständigen Schatz hätte haben können, der sie geheiratet hätte, ich bin fest überzeugt, sie hat nie an so etwas gedacht.“

Es war nur einen Moment, als husche bei dem flackernden Schein der vom Winde bewegten Gasflamme ein seltsames, flüchtiges Lächeln über das Gesicht des Barons.

„Und nun fand ich sie plötzlich hier!“ sagte der Schutzmann. „Sehen Sie, gerade hier an der Dachrinne in die Kniee zusammengesunken, den Oberkörper ganz nach vorne gebeugt, den Kopf hinuntergedrückt, wie wenn sich einer von rückwärts mit ganzer Gewalt auf ihre Schultern gestemmt und sie so meuchlings erdrosselt hätte. — Erwürgt war sie ja auch,“ fuhr er düster mit leidenschaftlicher Stimme fort. „Ich meinte erst, sie sei plötzlich unwohl geworden und bloß ohnmächtig. Als sie aber kein Lebenszeichen gab, wie ich sie sanft unter den Armen nahm und aufrichten wollte, und als ich dabei plötzlich an ihrem Halse die

tiefen roten Striemen sah, da fuhr mir's mit einemmal durch Mark und Bein: Stumpf, sie ist ermordet, du hast das Opfer der schändlichsten Unthat in Armen, die seit Jahren hier in der großen Stadt geschehen ist; es giebt einen Menschen, der jedes Mitleid, jeden Funken von Gefühl verloren hat, der es über sich gebracht hat, dieses unschuldige, gute und schöne Geschöpf hinterlistig zu überfallen und zu töten!"

Torn nickte nur. Der andere konnte nicht in sein Gesicht sehen, das vorgebeugt und gegen den Boden gekehrt war.

„Natürlich rief ich sofort um Hilfe. Es hörte mich aber niemand," fuhr der Schutzmann fort. „Nun eilte ich, weil ich wohl einsah, daß ich die Leiche nicht von der Stelle schaffen dürfe, ehe sie eine Gerichtskommission gesehen hätte, hier vor bis an das Ende der Gasse, wo der Friseur Lenz seinen Laden hat, ein zuverlässiger Mann, der auch etwas von der Heilkunde versteht und bei plötzlichen Unfällen oft die erste Hilfe reicht. Vielleicht war doch noch irgend ein Leben in dem Körper, und wir konnten sie zu sich bringen. Lenz stand auf mein Klopfen gleich auf und kam; er schickte seinen Jungen zur Polizei; der Amtsarzt, der die Nachtjour hatte, fand sich rasch ein. Aber es war alles umsonst. Der Mörder hatte sein Opfer erst losgelassen, als der letzte Atem aus ihrer Brust gewichen war."

„Und nun haben Sie zu forschen angefangen," sagte der Baron aufsehend, „nicht wahr, von dieser Minute ab haben Sie alles gethan, was ein Mann von Ihrer Erfahrung, von Ihrem Amtseifer thun konnte? Sie haben nichts übersehen, Sie haben keine Spur für zu gering gehalten?"

„Ach, Herr Baron," rief Stumpf, „wenn Sie wüßten, wie ich mich geplagt habe! Noch in derselben Nacht

bin ich diese ganze Gasse nicht etwa ein- oder zweimal hin und her gegangen, nein, ein halbes Dutzend Mal bin ich sie auf den Knieen abgekrochen, jedes Steinchen, jeden Strohhalm, jedes vom Winde hierher verwehte Papierstückchen genau untersuchend — alles umsonst, keine Spur! Dann machte ich mich an die Nachbarschaft. Wer zuletzt aus dem Bankhause fortgegangen war. Die Obsthändlerin Dreese schräg gegenüber war die letzte gewesen, die ihren Verkaufsstand offen gehalten. Eben, als sie um neun Uhr geschlossen, sah sie das Fräulein fortgehen, und unmittelbar darauf folgte Ströhmer."

„Unmittelbar darauf!" murmelte Torn. „Die Frau hat das ja gestern wieder auf Eid bestätigt. Und sie sah ihn dann hinter dem Mädchen her über die Straße gehen, und sie hat früher auch angegeben, er sei dem Mädchen in diese Gasse gefolgt. Freilich, als sie der Verteidiger gestern eindringlichst unter Hinweis auf die furchtbare Tragweite dieser Aussage fragte, ob sie es mit absoluter Sicherheit auf ihren Eid nehmen könne, daß sie Ströhmer hinter dem Fräulein in diese Gasse habe einbiegen sehen, da wurde die Frau ängstlich und schwankend, da wagte sie es nicht mehr mit voller Bestimmtheit aufrecht zu erhalten — sie meine zwar, sagte sie, aber es war eine stürmische Nacht, eine Täuschung nicht ausgeschlossen — sie wolle es nicht beschwören."

„Ach," sagte der Schutzmann unwillig, „sie hätte es ruhig beschwören können! Ich bin überzeugt, daß es so war."

„Sie sind also überzeugt, daß Ströhmer die Emma Ritter ermordet hat?" fragte Torn. Er stand dicht vor Stumpf und hatte diesem beide Hände auf die Schultern gelegt, mit seinen durchbohrenden Blicken förmlich die Augen des anderen auf sich bannend. „Sind Sie auch jetzt noch überzeugt, Stumpf? Sie müssen sich ja am

ersten ein Bild haben machen können von der ganzen Sache, Sie waren ja von Anfang bis zum Schluß dabei, Sie kennen Ort und Leute am besten — sagen Sie, sind Sie wirklich überzeugt?"

„Herr Baron," antwortete der Schutzmann fast bestürzt, „wenn Sie so fragen, wenn Sie einem so hineinschauen bis in die tiefste Seele, dann geht es einem wirklich beinahe wie der Frau Dreese — ich möchte sagen: Ja! Und ich trau' es mich doch wieder nicht. Gesehen habe ich ihn natürlich nicht bei der That. Ja, wenn ich ihn erwischt hätte darüber, er hätte mir nicht auskommen sollen. So giebt es immer wieder das eine und das andere kleine Bedenken, das einen stört, und das war es ja auch, warum die Geschworenen freigesprochen haben. Besonders das eine war's immer, was mich quälte und suchen und suchen ließ, ohne etwas finden zu können — der Grund, das Motiv, wie sie bei Gericht sagen."

„Ja, das Motiv!"

Es klang wie ein schwerer Seufzer aus Torns Brust. „Da haben Sie ganz recht, Stumpf, das hat die Anklage aus den Angeln gehoben. Man fand kein Motiv bei ihm. Alles bloß Vermutungen, nirgends eine rechte Stütze. O, ich weiß nicht, was ich darum geben würde, wenn ich wüßte, welches Motiv den geleitet hat, der die arme Emma Ritter ermordete!" stieß er leidenschaftlich hervor. Aber er drängte diese Wallung rasch zurück und sagte in der nächsten Sekunde gelassener, eindringlich forschend: „Daß er ihr vielleicht doch nachgestellt hätte? Daß es doch verschmähte Liebe gewesen wäre? Gerade Männer in seinen Jahren sind darüber schon oft in die reinste Raserei verfallen."

Sein Blick hing wie in ängstlicher Spannung an den Lippen des Schutzmannes.

„Vollkommen richtig, Herr Baron," sagte dieser. „Mir sind selber schon solche Fälle vorgekommen. Leute in seinen Jahren sind schon oft über solchen Dingen zu Verbrechern geworden. Aber es fand sich nichts. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, gegen Fräulein Ritter konnte niemand auch nur das geringste in dieser Beziehung bemerken. Sie war über jeden Vorwurf erhaben in ihrem Leben. Und obwohl ich keinen der Angestellten des Bankhauses unbefragt ließ, niemand — nicht einmal die Frauenzimmer, die in derartigen Dingen doch scharfe Augen haben — konnte auch nur die geringste Wahrnehmung bekunden, aus der man hätte schließen können, daß Ströhmer dem Fräulein nachgestellt hätte."

„Er war doch sonst sozusagen ein Lebemann," meinte Torn, den anderen gleichsam zum Aufwand seiner ganzen Kombinationsgabe ermunternd.

„Das war er," bestätigte Stumpf. „Das steht fest. In Variétés und Weinhäusern war er ein oft gesehener Gast. Aber das sind ja tausend andere auch, und man hat nie bemerkt, daß er dabei Anknüpfungen versucht hätte. Das heißt —"

„Was ist's?" fuhr Torn auf. „Wissen Sie etwas? Haben Sie doch etwas erfahren?"

Stumpf zögerte unschlüssig.

Aber er konnte der Versuchung nicht widerstehen, einem Manne, der sich so lebhaft für die Angelegenheit interessierte, wie Torn, und dessen Interesse so über jeden Zweifel erhaben ein rein sachliches war, nun auch jene Neuigkeit mitzuteilen, die er heute erfahren hatte und die ihn seitdem herumtrieb, ja, die auch Anlaß gewesen war, warum er noch spät nachts bei der Heimkehr von seiner Patrouille den Weg hierher gelenkt hatte, als wollte er sich den Hergang der Dinge noch einmal

von allem Anfang an genau ins Gedächtnis zurückrufen.

„Herr Baron," sagte der Schutzmann, „Sie werden einsehen, daß gerade ich in dieser Sache jetzt recht vorsichtig sein muß, wenn ich noch einmal damit anfangen wollte. Der Angeklagte ist freigesprochen worden, und ich bin viel schuld daran, daß man ihn aufs Korn nahm. Wenn ich da noch einmal mit etwas käme gegen ihn, und es wäre nichts — und dann ist uns anonymen Mitteilungen gegenüber überhaupt die größte Vorsicht aufgetragen —"

„Sie haben eine anonyme Mitteilung erhalten?" rief Torn erregt. „Wo ist sie? Was enthält sie? Sie wissen ja, wie ich mich für die Sache interessiere; Sie wissen auch, daß Sie mir alles anvertrauen können —"

Der Schutzmann nickte eifrig. „Gerade darum möchte ich, weil ich mit mir selber nicht fertig werde, den günstigen Zufall ausnützen, der mich mit Ihnen zusammengeführt hat," sagte er gleichfalls aufgeregt, „und möchte Ihnen nun, weil wir in so ein eingehendes Gespräch über die Sache gekommen sind, auch das noch sagen und zeigen. Sehen Sie, wie ich heute nach der Freisprechung mit den anderen Leuten aus dem Schwurgerichtssaale herausdrängte, wurde mir auf einmal mitten unter dem Publikum — ich konnte absolut nicht wahrnehmen, von wem — dieser Zettel da in die Hand gesteckt."

Er nahm seine Brieftasche aus dem Uniformrock, zog ein kleines, unregelmäßig zugerissenes Stückchen Papier heraus und reichte es mit zitternder Hand dem Baron.

„Fragen Sie doch einmal die Kellnerin Minna in Wurzels Weinkneipe, was Ströhmer dort machte!" stand in schwerfälligen Bleistiftzeilen auf dem Zettelchen.

„Und Sie haben gethan, was der Schreiber rät?"

fragte Torn begierig. „Und was haben Sie da erfahren?“

Der Schutzmann schüttelte den Kopf. „Ich selbst kann das nicht thun, Herr Baron,“ sagte er unzufriedenen Tones. „Die Weinkneipe ist ein ziemlich anrüchiges Lokal, wo man mich zu gut kennt, als daß ich hingehen und Nachforschungen anstellen könnte. Ich würde keinen Aufschluß dort erhalten.“

„Und die Kellnerin Minna? Was wissen Sie von der?“

Stumpf zuckte die Achseln. „Ich kenne sie nicht,“ sagte er. „Der Vorname ist ein so gewöhnlicher — ich weiß nicht, was für ein Mädchen sie ist.“

„Hören Sie,“ entgegnete Torn, „lassen Sie den Zettel mir! Ich werde mich der Sache annehmen — ich werde ganz gelegentlich und vorsichtig mich einmal dort umsehen, und wenn ich irgend etwas erfahre, was von Wichtigkeit ist, werde ich es Ihnen mitteilen, wenn ich Ihnen den Zettel zurückgebe.“

„Das wäre zu gütig von Ihnen, Herr Baron,“ sagte der Schutzmann. „Ich kann niemand von meinen Kameraden oder Vorgesetzten in die Sache einweihen, jetzt wenigstens noch nicht, es heißt sonst höchstens: Läßt den Streber die Geschichte denn gar nicht mehr ruhen? Fällt er sogar auf anonyme Hänseleien hinein? — Und man weiß doch nicht: oft ist auf diese Art doch schon etwas herausgekommen. — Dürfte ich also ganz gelegentlich einmal mich bei Ihnen melden?“

„Gewiß! Kommen Sie in etwa acht Tagen. Vielleicht führt uns der Zettel doch auf irgend eine Spur.“

Der Schutzmann grüßte respektvoll, während Torn mit freundlichem Gruße die Gasse hinaufschritt.

4.

Ströhmer erwachte spät mit schwerem Kopfe. Der übermäßige Weingenuß, den er nicht mehr gewohnt war, äußerte seine Wirkung. Er sah fahl aus, fühlte sich elend und war in einer mürrischen Stimmung. Er ging mit unzufriedener Miene in den wenigen Stuben der Wohnung umher, schalt, wie man hier beengt und eingesperrt sei, wie es ihm vorkomme, als sei er noch im Gefängnis, und wie er sich hinaussehne in die Freiheit, in die Natur, in die Welt.

„Ja, wer keine Mittel hat," sagte er endlich und setzte sich zu den anderen an den Frühstückstisch, „an dem hängt der Fluch sein Leben lang! Wenn ich jetzt zu einem Arzte komme und ihm sage, wie kaput meine Nerven sind, was wird er mir darauf antworten: „Gehen Sie fort — suchen Sie ein Seebad auf!" — Jawohl, lächerlich! Mit was denn?"

Frau Ströhmer seufzte tief und schmerzlich und betrachtete dabei ihre abgemagerten schwachen Arme. Es war, als wollte sie sagen: Daß ich nur für dich schaffen könnte, keine Minute wollte ich rasten und ruhen, bis ich so viel beisammen hätte, um dir eine Erholungsreise zu ermöglichen!

„Wir haben ja noch einiges Geld," sagte sie leise, „nicht wahr, Leonore? — Wenn Papa das nimmt, kann er doch wenigstens etwas damit machen."

„Allerdings," antwortete das Mädchen zögernd, „wir haben noch etwas von dem Ersparten —"

Sie dachte mit Sorgen daran, was geschehen sollte, wenn die kleine Summe dem Haushalt entzogen würde. Ihre Arbeit allein reichte nicht hin, um die Familie zu ernähren, und sie hatte gestern, als die Nachricht von der Freisprechung ihres Vaters gekommen war, neben

der großen Freude hierüber auch noch eine wohlthuende Befriedigung in der Hoffnung gefunden, daß er jetzt vielleicht seine Stelle wieder erhalten könnte. Freilich, wenn er leidend war — und ein Wunder wäre es ja bei dem, was er ausgehalten, nicht zu nennen gewesen, falls seine Nerven darunter gelitten hätten. Anders ließ sich ja auch das sonst nie an ihm gekannte zerfahrene Wesen nicht erklären.

„Es muß anders werden mit uns," sagte Erhard und erhob sich. „Die ganze Sorge für die Familie darf nicht länger auf Leonorens Schultern liegen bleiben."

„Auf Leonorens Schultern!" fuhr sein Vater auf. „Wer spricht denn davon?"

„Aber Papa," entgegnete Erhard etwas ungeduldig, „es ist nun einmal so! Das wenige, das Mama ersparen konnte, geht zur Neige —"

„Hm!" murmelte Ströhmer mürrisch und rücksichtslos. „Ich habe doch immer alles redlich heimgetragen, habe mir selber fast nichts gegönnt — da hätte doch etwas übrig bleiben müssen!"

Die Kranke legte ihre schmale Hand begütigend auf seinen Arm. „Sei nur nicht böse," sagte sie. „Ich habe es eben nicht verstanden, mehr zurückzulegen. Ich habe ja nicht verschwendet, aber bis man heutzutage eine Familie ernährt — und jetzt, seit ich leidend bin, habe ich leider auch mehr gekostet, als eigentlich recht ist."

„Mama!" sagte Leonore sanft abwehrend, und Erhard rief mit liebevoller Heftigkeit: „Nein, nein, Mama, klage du dich nicht an! Du hast von jeher mehr gethan, als du konntest. Du hast dich immer für uns geopfert —"

„Na, na, na, man möchte schon meinen," brauste Ströhmer auf, „ich sei ein Tyrann, ich hätte meine Frau verhungern und verkommen lassen."

„Nein, Vater," antwortete ihm sein Sohn ruhig, „gegen dich liegt kein Vorwurf in meinen Worten. Aber es ist nun eben einmal so. Nennenswerte Ersparnisse ließen sich bei uns nicht ansammeln. Das Leben kostet, und unsere Erziehung hat gekostet, und ich habe leider noch nie beisteuern können. Daran liegt die Hauptschuld. Leonore arbeitet sich ja die Finger wund — ich kann das nicht mehr mit ansehen und ich will es nicht mehr mit ansehen. Ich habe gestern mit Doktor Ebeling gesprochen, er will mir eine Stelle in der Kanzlei des Justizrats Klein verschaffen, und nebenbei studiere ich Jurisprudenz."

Leonore hatte mit einem freudigen Blick zu ihm aufgesehen, während ihre Mutter ängstlich in das Gesicht ihres Mannes starrte.

„Was sind das für Dummheiten!" polterte dieser. „Du bist Offizier und bleibst Offizier!"

„Nein, Papa," entgegnete Erhard bestimmt, „ich bin es nicht; denn so, wie ich jetzt daran bin, ist das kein Leben, kein Mitschaffen, kein gleichberechtigtes Dastehen neben den anderen mehr. Und darum ergreife ich einen neuen Beruf. — Ja, wenn wir endlich einmal den Mörder der Emma Ritter gefunden haben werden," rief er mit einer warmen jugendlichen Begeisterung, „wenn dann endlich der letzte, der leiseste Makel von uns genommen sein wird, dann wollen wir wieder darüber reden, dann sollst du mich bereit finden, mit Leib und Seele wieder zu meinem alten Berufe zurückzukehren! — Und sieh, Papa," fuhr er leidenschaftlich fort, „darum müssen wir alles thun und daran wenden — vor allem in deinem Interesse selbst — der Sache auf den Grund zu kommen; wir dürfen keine Mühe, keine Kosten, soweit uns der Aufwand von solchen möglich sein wird, keine Zeit scheuen, um volles

Licht in dieses Dunkel zu bringen, und, nicht wahr, wenn du auch jetzt einer Erholung bedarfst, wenn du wirklich jetzt zuerst eine kleine Reise machen willst — ich hatte ja freilich gehofft, du würdest dich selbst sogleich mit ganzem Eifer an diese Aufgabe machen; aber wenn es nun einmal deine Gesundheit nicht erlaubt, in Gottes Namen, dann nachher, obwohl ich meine, gerade die Entdeckung des Thäters müßte dich ganz gesund machen, und gerade die Ungewißheit über ihn müßte störend auf deine Nerven wirken. Doch wie dem auch sei, wir werden alle helfen, wir werden nicht ruhen und rasten, bis wir am Ziele sind?"

Ströhmer war aufgesprungen und hatte sich von seinem Sohne weggewendet, der dicht vor ihn hingetreten war. So ging er ungestüm im Zimmer auf und ab, als ob er dem Drängen Erhards entfliehen wollte. Aber dieser folgte seinem Vater Schritt für Schritt und redete von rückwärts auf ihn ein, während die Frauen mit warmen Blicken und mitfühlenden Herzen seinen begeisterten Worten lauschten.

Plötzlich drehte sich Ströhmer um. In seinem fieberhaft geröteten Gesichte waren die Adern aufgeschwollen, und eine leidenschafliche Wut gab seinem Blick einen beängstigenden Ausdruck. Er stieß die geballten Fäuste heftig vor sich und schrie maßlos, während er mit den Füßen auf den Boden stampfte: „Schweig! Schweig, sag' ich dir!"

„Aber was ist dir denn, Papa?" fragte Erhard erstaunt. Auch Leonore sah betroffen den Wutausbruch ihres Vaters, und Frau Ströhmer murmelte ängstlich: „Laßt — laßt — laßt ihn doch!"

Der Kassierer hatte sich wieder etwas gesammelt.

„Man möchte auch wirklich rasend werden," sagte er gleichwohl noch immer sehr heftig. „Gestern abend

schon nichts anderes als immer und ewig das alte Thema! O, ich weiß ja — ihr wollt sagen: Wir haben fast nicht davon gesprochen! Eure Lippen haben freilich nicht viel davon geredet, aber eure Augen, eure Blicke hielten um so rücksichtslosere und quälendere Zwiesprache davon! Fortgesetzt bei jedem Wort, das ich sagte, bei jeder Miene, die ich zog, bei jedem Schluck, den ich nahm, fragtet ihr euch so verstohlen hinüber und herüber: Wer ist es denn nun gewesen? Wer hat es denn gethan? Wird er jetzt nicht endlich mit seinen Vermutungen herausrücken? Und heute geht das so fort! Und in alle Zukunft soll es so fortgehen, ja, ich soll womöglich ein Detektivebureau gründen und es zur einzigen Aufgabe desselben machen, herauszubringen, wer die Emma Ritter ermordet hat!"

„Aber Papa —" versuchte Erhard ihn zu unterbrechen.

Ströhmer wies ihn jedoch mit einer heftigen Handbewegung zurück. „Ihr habt kein Zartgefühl," sagte er, „ihr könnt euch nicht in meine Lage hineindenken! Sonst müßtet ihr doch einsehen, daß ich jetzt gerade davon nichts hören will, daß ich jetzt wenigstens vergessen will, was hinter mir liegt, was mich dieses halbe Jahr gefoltert und gepeinigt hat bis aufs Blut, was mir den ganzen Tag vom Untersuchungsrichter, vom Gefängnisgeistlichen, vom Staatsanwalt, von jedem, der mich sah und traf, immer und immer wieder vorgehalten, stets und stets zum einzigen Thema all der kargen Gespräche gemacht wurde, die ich führen konnte!"

„Nein, Papa, nein!"

„O," stieß er hervor, „es ist nur ein einziger da, und es war die ganze Zeit über nur einer, der mich geschont, der mich verstanden hat — Torn."

Er strich sich plötzlich mit der Hand über die Stirn,

als entsinne er sich eines Vorganges, der ihm auch die Erinnerung an den eben Genannten störte.

Es war still geworden im Zimmer. Die Angehörigen schwiegen betroffen, erschüttert von der heftigen Anklage, die ihr Vater gegen sie erhoben hatte — von einer Anklage, die sie so gar nicht erwartet hatten und nicht verdient zu haben glaubten.

Erschöpft sank Ströhmer in einen Stuhl. „Seht," fuhr er dort in beinahe kläglichem Tone fort, „es kann ja jedem, auch dem Stärksten, etwas endlich zu viel werden! Und so ist mir diese Geschichte zu viel geworden. Ihre bloße Erwähnung macht mich krank! Darum bitte ich euch: Redet nicht mehr davon, sprecht nicht nur in meiner Gegenwart nicht mehr davon, sondern auch, wenn ihr unter euch seid — es ist mir, wenn ich ins Zimmer trete und auf euren Mienen lese, daß ihr eben wieder davon geredet habt, wie dies heute morgen der Fall war, als ich herauskam."

„Aber Papa, wir haben nicht davon gesprochen," sagte Leonore verblüfft.

„O, ihr habt sicher davon gesprochen," entgegnete er überzeugt. „Ich weiß, daß ihr davon gesprochen habt! Es redet ja alles davon — und darum will ich fort, darum müßt ihr mich wenigstens auf so lange fort lassen, bis die ersten Tage vorüber sind, bis sich die Gerüchte etwas gelegt haben — und dann, nicht wahr, Erhard, nicht wahr, Leonore, dann keine Silbe mehr davon! Sei dem, wie ihm sei, ich will diese dunkle Sache ein für allemal hinter mir haben, ich will nicht mehr daran erinnert sein — es vergiftet mir sonst mein ganzes Leben!"

Unruhig hatte er sich wieder erhoben und war an das Fenster getreten. Als er sich von dort zu den Seinigen zurückwendete, schlug er einen völlig anderen Ton an.

„Lassen wir also all das!“ sagte er freundlich und ruhig. „Hören wir auf, darüber zu reden, und wenn es euch recht ist, kommen wir nie mehr darauf zurück! Solche Dinge müssen ja einmal besprochen werden, es darf da keine Unklarheit zwischen den Gliedern einer Familie darüber herrschen; aber dann, wenn man sich gegenseitig ausgesprochen hat, wenn man sich versteht, wie wir uns jetzt verstehen, dann Schluß damit!“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die lästigen Gedanken wegwischen.

„Nun zu etwas anderem!“ fuhr er fröhlich fort und blinzelte schalkhaft nach Leonore hinüber. „Ich habe da gestern etwas bemerkt. Nimm mir's nicht übel, Lorchen, wenn ich gleich mit der Thür ins Haus falle: Wie steht's denn zwischen dir und Torn?“

Leonore fuhr erschrocken auf und starrte ihn fassungslos an. „Zwischen mir und Torn?“ stammelte sie.

Er lächelte und drohte ihr mit dem Finger. „Na ja, kleiner Schelm, verstelle dich nur nicht so!“ sagte er aufgeräumt. „Ihr beide habt doch was miteinander — ihr seid euch doch gut, was?“

„Ich und Torn?“ wiederholte Leonore noch immer in der ersten Befangenheit.

„Du mußt nicht denken,“ fuhr Ströhmer begütigend fort und wollte sie zärtlich an sich ziehen, „als ob du an deinem Vater einen unverständigen Tyrannen hättest, als ob ich nun, weil ich vorhin ein wenig gepoltert habe, an alle Dinge mit gleich unzarter Hand rühren würde! Herzenssachen verstehe ich schon so zu behandeln, wie sie behandelt sein wollen, und speziell diese Herzenssache ist mir ja selber eine — ganz offen gesprochen, Kinder,“ sagte er energisch und schlug mit der Hand auf den Tisch, „wenn Torn Lorchen nimmt, sind wir fein heraus! Nicht nur, daß das Mädchen

glücklich wird, auch unsere Reputation ist tadellos hergestellt und — das dürfen wir in unserer Lage nicht vergessen — pekuniär sind wir dann auf dem Damm; denn er ist offenbar ein schwer reicher Bursche."

Erhards Stirn hatte sich gerunzelt; er stellte sich schützend neben seine Schwester, die ihrem Vater bei den letzten Worten ihre Hand entzog und wie mit Blut übergossen dastand.

Frau Ströhmer hatte mit einem seltsamen ängstlichen Blick Leonorens Mienen gesucht, als ihr Mann mit seiner Absicht deutlicher hervorgetreten war. Jetzt sah die Kranke stumm vor sich auf den Tisch, und nur das leise Zittern ihres Kopfes verriet die große Erregung, in der sie sich befand.

Das Mädchen war nach dem ersten Aufwallen ihres Herzblutes nun totenbleich geworden.

„Papa," sagte sie ruhig, „du irrst — zwischen mir und Torn ist nie ein Wort von Neigung gesprochen worden und wird nie eines gesprochen werden."

Er blickte sie lachend an, stutzte, als er ihr verändertes Aussehen wahrnahm, und brauste jäh auf: „Oho! Dann vielleicht den Federfuchser, den Hungerleider, den Ebeling! Den vielleicht?"

„Hermann!" schrie die Leidende schmerzlich auf und tastete, sich halb emporrichtend, mit den zitternden Händen nach ihrem Kinde, als wüßte sie, wie tief dieses die letzten Worte verwundet hatten.

Leonore war neben ihre Mutter getreten, hatte den Arm um den gebrechlichen Körper der Kranken geschlungen und sie mit sanfter Gewalt wieder in ihren Stuhl gebettet. Ohne ein Wort zu sagen, wendete sie den Fahrsessel gegen die Thür und verließ mit ihrer Mutter das Zimmer. Ein schwüles Schweigen lag ein paar Minuten über der Stube.

„So eine Prinzessin!“ sagte Ströhmer dann unsicher mit einlenkendem Scherz. „Eine vollendete Prinzessin! Wie sie hinausschwebt, weil man ihren Troubadour ein wenig unsanft angefaßt hat!“

„Nein, Vater,“ entgegnete Erhard ernst, „in diesem Ton verdient Leonore nicht behandelt zu werden. Sie nicht und Ebeling nicht. Ich weiß nicht, ob sie sich gut sind. Manches Mal zwar schien es mir schon so; aber vornehme Naturen, wie sie beide sind, verschließen ihre Gefühle vor den Augen dritter, ja, vor sich selbst. Jedenfalls besteht kein Einverständnis zwischen ihnen. Ebeling ist viel zu zartfühlend, als daß er in so schweren Zeiten, wie wir sie verlebten, mit eigenen Empfindungen sich vorgedrängt und dadurch vielleicht — wenn auch nur bei Fernstehenden — den Schein erweckt hätte, als ob seinen Bemühungen um dich eigennützige Motive zu Grunde lägen. Und Leonore ist zu stolz im Unglück, um einen anderen, und wenn sie ihn noch so liebte, mit in dieses Unglück hineinzuziehen. Sie würde lieber ihr Herz verbluten lassen.“

Ströhmer hatte während dieser Worte nervös mit den Fingern auf den Tisch getrommelt. „Das ist ja ein ganzer Kolportageroman,“ sagte er jetzt höhnisch mit wachsendem Zorn. „Edelmut hüben und drüben zum Totfüttern, und Stolz hier und Stolz dort, und inmitten von all dem ein Scheusal, ein Drache, ein Ungeheuer, der an dem ganzen Elend dieser verblutenden Herzen schuld ist — ich nämlich!“

Sein Sohn machte eine abwehrende Gebärde.

„Ach, hör nur auf mit deiner ewigen Schönfärberei!“ rief sein Vater. „Ich sehe, was ich sehe, und brauche keine Brille dazu. Hier hat sich ja alles recht schön ausgewachsen, während ich fort war. Unter der Maske liebevoller Aufnahme bringt ihr mir nichts als Haß,

Verachtung und Vorwürfe entgegen — die eine mit wimmernder Leidensmiene, die andere mit der stummen Hoheit gekränkter Unschuld, der dritte im belehrenden Ton eines Präzeptors! Aber ich bin nicht derjenige, der sich so ohne weiteres in die Ecke drücken läßt — ich werde hier wieder alles ins rechte Geleise zu bringen und mir und meinen Wünschen den Respekt zu verschaffen wissen, der mir als Familienoberhaupt zukommt! — Wenn ich erst ruhig bin," fuhr er fort, sich mit beiden Händen in die Haare und über den Kopf fahrend, „wenn nur erst meine Nerven das alles aushalten können, was vor mir liegt! Und dazu muß ich fort. Heute noch. Womöglich in dieser Stunde. Ich muß heraus aus all dem Durcheinander. Ich ersticke sonst."

5.

Man hatte Ströhmer in seinem Zimmer etwa eine halbe Stunde lang lärmend hin und her gehen und sich beschäftigen gehört.

Dann kam er in Reisekleidung an Erhards Thür nebenan.

„Ich gehe jetzt," sagte er. „Es ist am besten so in meinem wie in eurem Interesse. Ich muß mich erst ein wenig erholen, ehe wir wieder miteinander hausen können."

Erhard betrachtete ihn erstaunt über die plötzliche fluchtartige Weise seiner Abreise. Der Kassierer sah erhitzt und ungeduldig aus.

„Wohin willst du denn?" fragte sein Sohn.

„Das weiß ich selbst noch nicht," antwortete Ströhmer. „Ich werde euch schreiben. Ich will es ganz dem Zufall anheimgeben, wo ich mich einige Zeit hinsetze, um mich auszuruhen. — Wenn du jetzt hinein-

gehen wolltest," fügte er bei, „um mir das Geld zu holen, das ihr entbehren könnt. Es braucht ja nicht viel zu sein — ich habe mich einschränken gelernt. Ich will die drinnen nicht weiter stören. Wenn einige Zeit vorüber ist, kommen wir leichter über die Sache weg. Ich erwarte dich auf meinem Zimmer."

Damit verließ er Erhards Stube, auf deren Schwelle er getreten war.

Sein Sohn ging in das Schlafzimmer der Mutter und kehrte nach kurzer Zeit zu Ströhmer zurück. „Leonore hat mir alles gegeben für dich," sagte er, Geld auf den Tisch legend, „was sie nur irgend entbehren konnte."

Ströhmer überflog den Betrag mit einem raschen Blick. „Es ist gut!" meinte er dann und steckte das Geld in die Westentasche. „Ich danke euch! Grüße sie! Lebt wohl! Ich bleibe nicht lang, und jedenfalls bekommt ihr bald Nachricht."

Er reichte seinem Sohne flüchtig zwei Finger seiner Rechten, nahm die gepackte Reisetasche, und ging mit raschen Schritten hinaus.

In der Thür blieb er noch einmal unschlüssig stehen.

Dann schüttelte er den Kopf und entfernte sich.

— — — — — — — — — — — —

Die verheißene Nachricht kam nicht. Hatte er es vergessen oder wollte er absichtlich in seiner Erholung durch keinen Gedanken an Familie und Heimat gestört sein — Tag um Tag verstrich, und als eine Woche seit seiner Abwesenheit verflossen war, wußte noch niemand von seinen Angehörigen, wohin er sich gewendet hatte. Frau Ströhmer war lebhaft über sein Schweigen beunruhigt. Ihre erregte Phantasie malte sich allerhand Unfälle aus, die ihm zugestoßen sein könnten, und sie

machte sich in selbstquälerischer Weise Vorwürfe, daß die letzte Stunde, die man beisammen gewesen, in so unerquicklichen Erörterungen hingegangen war, als trüge die Familie ein Verschulden daran, wenn nun etwa dem Kassierer etwas zugestoßen sein sollte. Täglich erwartete sie mit Ungeduld die Post, und ihr Mut sank immer mehr, wenn die Hoffnung auf ein Lebenszeichen ihres Mannes stets wieder unerfüllt blieb. Sie durchstöberte die Zeitungen, las alle Unfallnotizen und hielt endlich ihren Kindern gegenüber mit ihren Befürchtungen nicht mehr zurück.

Erhard und Leonore waren ja selbst durch das Schweigen ihres Vaters sehr beunruhigt, aber sie bemühten sich, ihre Sorge wenigstens vor der leidenden Mutter zu verbergen, und suchten sie zu beruhigen, indem sie betonten, wie sehr sich Ströhmer nach Erholung gesehnt habe, und wie er wohl nur, um diese vollkommen zu finden, jeden Verkehr mit der Außenwelt abgebrochen und sich irgendwo in guter Luft und schöner Gegend vergraben habe, um als ein gesunder und fröhlicher Mann zu den Seinen zurückzukehren.

Und wirklich — als ein gesunder und fröhlicher Mann kam er nach beinahe drei Wochen wieder, als die Spannung in seiner Familie bereits auf das höchste gestiegen war, und seine Kinder schon unter sich hinterm Rücken der Mutter besprochen hatten, Ermittelungen nach seinem Verbleiben anzustellen, wie peinlich ihnen auch der Gedanke war, daß sich dann wohl die Oeffentlichkeit, aus welcher die mit Ströhmers Anklage und Freisprechung befaßten Erörterungen nun allmählich verschwunden waren, neuerdings mit seinem Namen beschäftigen würde.

Da, eines Abends, als schon die Dunkelheit eingetreten war, und man ziemlich einsilbig um den Fa-

milientisch beisammen saß, wurde plötzlich die Klingel gezogen, und zwar in einer stärkeren, schnelleren Weise, wie die wenigen Personen, welche sonst vorsprachen, ihre Ankunft anzumelden pflegten.

„Um Gottes willen!“ stammelte Frau Ströhmer entsetzt. „Am Ende der Depeschenbote! Eine Unglücksnachricht von Papa!“

Die Geschwister wechselten einen raschen Blick des Einverständnisses, sei es, was immer, der Leidenden einen jähen Schreck zu ersparen.

Leonore ging hinaus, um nachzusehen. Erhard trat zu seiner Mutter.

Da, als die Thür geöffnet wurde, hörte man einen leisen Ruf der Ueberraschung.

„Papa, du!“

Das scharfe Ohr der Kranken hatte die Worte wohl verstanden. „Papa!“ wiederholte sie, suchte sich aufzurichten und begann vor Erregung und Ungewißheit zu zittern und leise zu schluchzen.

Doch da öffnete sich schon die Thür, und er stand auf der Schwelle.

„Grüß Gott, Kinder!“ rief er vergnügt und streckte seiner Frau und seinem Sohne die Hände entgegen.

„Ach, du bist da!“ stammelte die Leidende entzückt. „Und wie wunderbar du aussiehst! Gott sei Dank, du bist heil und gesund!“

„Ja, wirklich heil und gesund,“ lachte er und warf den Hut auf die Kommode. „So gesund, wie ich seit undenklichen Zeiten mich nicht mehr gefühlt habe. Ja, wenn man draußen in der Welt ist! Wenn man unter andere Menschen kommt, andere Gegenden sieht! Und dann —“

Er hielt inne, sah sich lachend im Kreise um und schmunzelte.

„Wenn ihr wüßtet, wo ich gewesen bin!“ sagte er und erfreute sich an der Spannung, mit der ihn die Seinen betrachteten.

„Du warst wohl weit weg von Eisenbahn und Telegraph,“ lächelte Leonore, der die freundliche Art, die ihr Vater heute zeigte, rasch das Herz erwärmt und jede Mißstimmung gegen ihn verscheucht hatte, „weil du uns gar keine Nachricht von dir gabst?“

„O, es gab schon Post und Telegraphen dort, wo ich war,“ entgegnete er belustigt, „aber ich wollte euch nicht schreiben, ich wollte das Vergnügen des Ausreißers ganz und voll kosten und auf ein paar Wochen von gar nichts wissen, um dann gesund, ruhig und fröhlich zu euch zurückkommen zu können. Das ist euch nun doch jedenfalls lieber als hie und da ein paar nichtssagende Zeilen!“

„Gewiß, Vater!“ mischte sich nun auch Erhard in das Gespräch. „Wir sind jetzt ganz zufrieden damit, wenn wir uns auch recht deinetwegen gesorgt haben.“

„Nun,“ lachte er, „dort, wo ich war, gab's nichts zu sorgen! Da ist ein Paradies, ein Himmelreich auf Erden!“

„Du machst uns wirklich neugierig,“ sagte Leonore, auf seinen munteren Ton eingehend. „Wo war denn das?“

Er blickte sie eine Sekunde zweifelnd an. „Ach,“ sagte er dann ausweichend, „wo ich war? Wohin geht ein Mensch, der seit Monaten in seinem Anspruch an Licht, Luft und Natur verkürzt worden ist? In Oberitalien war ich.“

„O!“ rief Frau Ströhmer entzückt, faltete die Hände und sah ihn glückstrahlend an. Sie freute sich wie ein Kind, ohne weiter zu denken, über die Genüsse, die ihrem Manne geworden waren.

Aber Erhard schüttelte verwundert den Kopf. „In Oberitalien, Vater?“ fragte er. „Fast drei Wochen? Und, wie ich erst jetzt sehe, trägst du ja auch einen ganz neuen eleganten Anzug. Wie stimmt das alles mit dem Betrage, den wir dir mitgegeben haben?“

Ströhmer biß sich auf die Lippen, und seine Stirn runzelte sich momentan. Er schien eine heftige Antwort geben zu wollen. Dann aber besann er sich eines Besseren und lachte. „Nicht wahr, du Weltweiser,“ sagte er überlegen, „das Rechenexempel ist für dich zu schwer? Daran siehst du, daß euer Vater, dem ihr in vielen Dingen längst über den Kopf gewachsen zu sein glaubt, schließlich doch der Klügere ist. Weißt du, mein Sohn, man muß nur alles und jedes richtig anzuwenden wissen, dann gelingen hie und da auch mit bescheidenen Mitteln Wunder. — Aber wir wollen uns jetzt nicht damit die Wiedersehensfreude verderben, daß ich hier vor euch Rechnung lege,“ brach er munteren Tones ab. „Laßt uns die ersten Stunden des Beisammenseins froh genießen! Ihr müßt euch überhaupt an eine leichtere Lebensauffassung gewöhnen. Die schweren Stunden liegen nun hinter uns und kommen, so Gott will, nicht wieder. Ich wollte, ich hätte euch auch mitnehmen können hinaus aus dieser Enge und Oede, wo man den Kopf nicht frei kriegen kann! Es bedrückt einem ja förmlich den Atem, wenn man in die Stadt und dann vollends, wenn man in diese Gasse und in diese schmalen, niederen Stuben hineinkommt. Ich weiß nicht, ob ich nicht plötzlich eines schönen Tages dem Haustyrannen den Kontrakt vor die Füße werfe, unsere sieben Sachen zusammenpacke und eine andere bessere Wohnung suche.“

In ähnlichem heiteren und unternehmungsluftigen Tone ging es den Abend fort und am nächsten Morgen

weiter. Dabei harrte der Familie eine neue große Ueberraschung.

Der Kassierer hatte in seinem Zimmer die Reisetasche ausgepackt und brachte nun eine Reihe von Geschenken für die Seinigen zum Vorschein, welche bei diesen neuerdings lebhaftes Kopfschütteln und befremdetes Erstaunen verursachten.

Für seine Frau hatte er ein schwer vergoldetes Kreuzchen gekauft, das sie an einem feinen zierlichen Kettchen am Halse tragen sollte und unter Thränen gerührter Freude sogleich über die schmalen Schultern schlang. Leonore bekam einen prächtigen Seidenstoff und ein Paar Ohrringe, deren Steine üppige Farbenbündel ausstreuten, und für Erhard nahm Ströhmer eine Zigarrenspitze aus luxuriösem Etui, deren kunstvolle Arbeit der Kranken einen leisen Ausruf des Entzückens entlockte.

Mit prahlerischer Genugthuung, in die sich nur eine leichte Verlegenheit mischte, betrachtete der Kassierer lächelnd das Staunen der Seinen.

„Na," sagte er dann, „seid ihr zufrieden? Ist das besser wie ein paar Ansichtskarten, die ich euch hätte schicken können? Habe ich an euch gedacht?"

„Gewiß hast du das, Papa!" sagte Leonore ernst. „Aber so sehr mich deine reichen Geschenke freuen, es beklemmt mich dabei der Gedanke, nicht zu wissen, wie du das alles hast kaufen können."

Erhard nickte unwillkürlich, so wenig er der Schwester die Freude an den schönen Gaben schmälern wollte.

„Ach was, Schnickschnack!" lachte Ströhmer. „Freue dich daran, schmücke dich damit — bist ja schön genug für das Reichste und Beste! Aber nörgle und krittle nicht weiter; dazu sind die Sachen nicht bestimmt. —

Uebrigens," brach er dann rasch ab, „war Torn nicht da?"

Man verneinte.

Er runzelte leicht die Stirn. „Muß ihn einmal selbst aufsuchen," murmelte er vor sich hin. —

„Ich fürchte," sagte Erhard, als er mit seiner Schwester allein war, „er hat von Torn das Geld geborgt."

Sie errötete und verschloß die Geschenke rasch in einem Schrank. „Ich werde sie nicht berühren," sagte sie. —

Die nächsten Tage verstrichen ohne besonderes Vorkommnis. Ströhmer war immer bester Laune, heiter und aufgeräumt, nachgiebig und zu Zugeständnissen geneigt. Er war viel aus, auch abends, suchte seinen Sohn zu bestimmen, mit ihm in Theater und Variétés zu gehen, besuchte sie, wenn dieser ablehnte, lachend allein, brachte für Leonore Konzertbillets mit und überhäufte seine Angehörigen mit einer Reihe kleiner Aufmerksamkeiten, die darauf schließen ließen, daß er mit Geld wohl versehen war.

Erhard sah dieses Treiben immer unmutiger an. Er sagte sich, daß Ströhmer Torns Freigebigkeit in einer Weise in Anspruch nahm, die an sich schon durchaus nicht zu billigen war und dem jungen Manne geradezu verwerflich erschien, wenn er an das dachte, was vor der Abreise seines Vaters von diesem bezüglich des Barons und Leonorens gesagt worden war. Betrachtete der Kassierer Torn schon als seinen Schwiegersohn? Verfügte er in dem Glauben, daß trotz Leonorens ablehnender Haltung doch geheime Beziehungen zwischen ihr und Torn bestünden, über den Geldbeutel des letzteren wie über den eines Verwandten? Und sollte etwa der Baron, dem Erhard allerdings solche

Gesinnungen nach seinem bisherigen Auftreten nicht zutrauen wollte, mit Ströhmer unter einer Decke stecken und auf Schleichwegen Leonorens Herz zu gewinnen suchen? Wie aber paßte dazu sein hartnäckiges Fernbleiben? Oder geschah dies gerade deshalb, damit der Kassierer um so ungestörter auf die Seinigen einwirken konnte?

Erhard beschloß, diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen.

Vor allem wollte er sich Gewißheit verschaffen, wie es um Leonorens Herz stünde, ob sie wirklich, was Torn betraf, frei von jeder Zuneigung war oder ob sie nur neulich bei der brüsken Anrede ihres Vaters in scheuem Stolz zurückgehalten hatte und im tiefsten Innern vielleicht doch wärmere Empfindungen für den Baron hegte.

Eines Morgens, ehe Erhard zur Universität ging, wo er bereits neben seinen praktischen Arbeiten bei Justizrat Klein studierte, bat er seine Schwester in vertraulichem Gespräch in der Küche — sie bereitete dort eben das Frühstück — offen um Aufklärung.

Sie hatte auf seine rückhaltslose Frage erst den Kopf gesenkt, und er sah, wie ihr eine tiefe Röte in die zarten Wangen stieg.

Dann sah sie frei zu ihm auf.

„Nein, Erhard," sagte sie. „Ich liebe Torn nicht und —" fügte sie momentan ihre Ruhe verlierend mit heißer Stimme hinzu, „ich werde ihn nie lieben!"

Er trat dicht heran und sah ihr fest ins Auge, während er seine Hand um ihre Schulter legte. „Es ist also doch so," sagte er zärtlich. „Die letzten Worte eben haben dich verraten: du bist also wirklich Ebeling gut?"

Sie sah ihm stumm mit einem innigen Blick ins Auge.

Er drückte ihre Hand mit großer Wärme.

„Wenn einer dich verdient, so ist er's!“ fügte er bei. „Hätte ich seinen edlen Charakter nicht schon während der Zeit kennen gelernt, da er sich mit so echter, uneigennütziger Begeisterung um unseren Vater annahm, so würde ich in den letzten Wochen, seit wir täglich miteinander verkehren, mich davon überzeugt haben. Ich weiß auch gewiß, daß er dich wiederliebt; denn er spricht von dir mit einer Verehrung, wie sie nur die Liebe kennt. Sei also stark und mutig, und laß uns das Beste hoffen!“ —

Nach Beendigung seiner Kollegien ging Erhard direkt zu Torn, der in einem eleganten Viertel die erste Etage eines ruhigen, vornehmen Hauses bewohnte.

Als er die Klingel zog, wurde sofort geöffnet. Ein alter Bedienter mit einem gutmütigen glattrasierten Gesichte stand ihm gegenüber.

„Ich bedaure,“ sagte er lächelnd, „der Herr Baron ist nicht zu Hause.“

Mißmutig stieg Erhard wieder die Treppe herunter und ging die Straße hinauf.

An der Ecke drehte er sich unwillkürlich um. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen.

Eben trat Torn mit seinem Vater aus dem Hause.

Also war der Baron doch daheim gewesen! Und er hatte den Kassierer bei sich gehabt! Und es waren so wichtige und interessante Dinge, welche die beiden miteinander zu verhandeln hatten, daß jeder andere Besuch kurzweg abgelehnt wurde!

Einen Moment dachte der Zurückgewiesene, direkt auf die beiden zuzugehen, die in lebhaftem Gespräche näher kamen und ihn offenbar noch nicht wahrgenommen hatten. Dann aber wehrte sich sein Stolz dagegen, der es ihm verbot, sich ungewollt aufzudrängen.

Er bog in eine Seitenstraße ein und blieb vor einer Buchhandlung stehen, nicht, um die ausgelegten neuen Erscheinungen der Litteratur zu mustern, für die er gerade in diesem Augenblicke wenig Interesse hatte, als vielmehr, um ungestört und unbeobachtet seinen Gedanken nachhängen zu können.

Plötzlich berührte eine Hand leicht seine Schulter.

„Guten Morgen, lieber Freund!“ sagte eine bekannte Stimme.

Er drehte sich rasch um und stand vor Torn.

„Sie waren es doch nicht etwa, der mich vorhin besuchen wollte?“ fragte der Baron.

„Allerdings war ich es,“ entgegnete Erhard, den Gruß erwidernd. „Verzeihen Sie, wenn ich zur Unzeit vorsprach.“

„Ach, warum nicht gar!“ antwortete Torn lächelnd. „Sie können niemals zur Unzeit zu mir kommen! Aber Ihr Vater war eben bei mir, und ich hatte meinem alten Gottfried aufgetragen, dafür zu sorgen, daß wir allein blieben. Wenn ich freilich gewußt hätte — wenn Sie nur Ihren Namen genannt hätten! — Nun, Gott sei Dank,“ fuhr er lebhaft fort, „es ist noch nichts verloren, wir können das Versäumte nachholen, wenn's Ihnen so recht ist! Ihr Herr Vater hat sich eben von mir getrennt — ich glaube, er will irgendwo ein kleines Frühstück einnehmen.“

„Seinetwegen wollte ich Sie aufsuchen,“ sagte Erhard.

„Ah, seinetwegen!“ Es schien, als höre der Baron das nicht sehr gerne.

„Ja,“ setzte der andere hinzu, „ich wollte Sie nämlich ersuchen, wenn ich ganz aufrichtig reden darf —“

„Aber bitte!“ entgegnete der Baron etwas zurückhaltend.

„Ich wollte Sie ersuchen," sagte Erhard eifrig und überwand die aufsteigende Verlegenheit, „ihm kein Geld mehr zu geben."

„Ich Ihrem Vater Geld?" rief Torn in höchstem Erstaunen etwas lauter, als es sich für ein Straßengespräch eignete. „Verzeihung!" sagte er deshalb sofort, nahm den Arm seines Begleiters und zog ihn in eine Nebenstraße, die hier zwischen zwei Gartenmauern hinlief. „Ich schwöre Ihnen," fuhr er dort stehen bleibend und dem anderen fest ins Auge sehend fort, „ich habe Ihrem Vater, seitdem er — nun seit damals keinen roten Heller mehr gegeben."

„Aber das ist ja nicht möglich!" sagte Erhard, jetzt seinerseits aufs höchste erstaunt. „Woher sollte er denn dann all diese Mittel haben?"

„Sie sprechen für mich in Rätseln," entgegnete Torn ebenso. „Er bezieht doch jetzt wieder den guten Gehalt?"

„Gehalt? Woher?"

„Aber woher sonst als von Meier & Söhne?"

„Von Meier & Söhne?"

Torn sah stumm zu Boden. Dann sagte er: „Ihr Vater hat mir eben einen Teil der kleinen Schuld, die er bei mir — ach Gott, es war ja gar nicht schlimm! — früher eingegangen, zurückgegeben und mir versichert, er werde in kurzem in der Lage sein, alles heimzubezahlen, er sei ja jetzt wieder bei Meier & Söhne in seiner früheren Stellung. Ich finde es auch nicht mehr als begreiflich, daß man ihn nach der Freisprechung rehabilitierte. — Aber sollte er Ihnen denn das noch nicht gesagt haben?" unterbrach sich Torn, als er das verblüffte Gesicht seines Begleiters bemerkte. „Na, wenn dem so ist, dann wollte er vielleicht nicht gleich in den ersten Tagen damit kommen,

Sie erst vorbereiten und dann mit der freudigen Nachricht überraschen."

„Aber mein Vater ist nicht bei Meier & Söhne!" rief Erhard beinahe verzweifelnd. „Er kommt ganz unregelmäßig heim und geht zu den verschiedensten Stunden fort, er verfügt vollkommen frei über seine Zeit."

„Man wird ihm vielleicht im Anfang noch Gelegenheit zur Erholung lassen," beruhigte der Baron.

„Er hat sich ja bereits glänzend erholt," sagte der andere kopfschüttelnd. „Er war doch drei Wochen in Italien."

Torn blieb verblüfft stehen.

„Was meinen Sie?" fragte Erhard.

„Ach, ich wundere mich mit Ihnen über dieses launige Rätselspiel," lächelte der Baron jetzt harmlos. „Es wird sich sicher in den nächsten Stunden, in den nächsten Tagen schon in befriedigender Weise lösen. — Ich fürchte nur," setzte er bedenklich bei, „daß ich da eine große Indiskretion begangen und ausgeplaudert habe, was ich nicht sagen sollte. Jedenfalls hat Ihr Herr Vater seine guten, in irgend einer wohlgemeinten Absicht fußenden Gründe, den Seinigen die frohe Nachricht bis jetzt vorzuenthalten, und ich habe sie Ihnen nun da, unüberlegterweise sein Vertrauen mißbrauchend, ausgeschwätzt. — Ach bitte," sagte er freundlich und streckte dem anderen seine Hand hin, „versprechen Sie mir, mich nicht zu verraten. Schweigen Sie so lange von dem, was ich Ihnen gesagt habe, bis Sie es von ihm selbst hören."

Zögernd reichte Erhard dem Baron seine Rechte.

Dann empfahl sich dieser ziemlich eilig mit freundlichem Gruße.

Nur noch mehr beunruhigt trat Erhard den Heim-

weg an. Er sah sich einer Reihe von unerklärlichen Dingen gegenüber. Woher hatte sein Vater die bedeutenden Mittel, über welche er offenbar fortgesetzt verfügte? Warum belog er den Baron, und warum bemühte sich dieser selbst, kaum daß er ausgeplaudert hatte, was er von Ströhmer erfahren, den Eindruck des Gesagten wieder zu verwischen und zu verhindern, daß die Familie des Kassierers um das Treiben ihres Oberhauptes erfuhr, und daß Ströhmer selbst hierwegen zur Rede gestellt wurde?

Sollte doch irgend ein verborgenes Einverständnis zwischen Erhards Vater und dem Baron bestehen, sollte der letztere doch geheime Absichten auf Leonore haben und sich den Kassierer deswegen so eng verbunden machen wollen als nur möglich?

Erhard sah aus allen diesen Zweifeln nicht mehr hinaus und beschloß, ganz offen über die Angelegenheit mit Ebeling zu reden, mit dem ihn eine warme und aufrichtige Freundschaft stets fester verband.

6.

Baron Torn war von dem, was er mit Erhard besprochen, nicht weniger beschäftigt als dieser. Er ging die Straße, die er gekommen war, rasch wieder zurück und verfolgte dann die Richtung, in welcher der Kassierer von ihm weggegangen war.

Nach einiger Zeit aber gab er den Versuch auf, dessen Spur noch zu finden. Das Gespräch mit Erhard hatte zu lange gedauert, als daß Ströhmer noch einzuholen gewesen wäre, selbst wenn der Baron gewußt hätte, wohin er ging.

Plötzlich aber kam ihm ein Gedanke.

Er blieb einen Augenblick stehen und überlegte.

Dann machte er eine entschlossene Kopfbewegung

und wechselte die Richtung abermals, um durch eine Reihe von Straßen und Gassen endlich in eine von dem Verkehr der Stadt abgelegene schmale Seitengasse einzubiegen.

Mitten in dieser Straße war über einer Glasthür mit matten Scheiben eine eiserne Laterne angebracht, die nachts ein müdes rotes Licht auf die Straße warf. Rechts und links von der Glasthür sah man je ein Fenster, beide von innen mit Epheuspalieren dicht verstellt.

An einem dieser Glasfenster stand in halb abgewaschenen Buchstaben, eben noch mühsam zu lesen: „Weinstube zum Faun", während das andere Fenster in gleicher Weise die Anpreisung trug: „Vorzügliche echte Weine."

Noch einmal besann sich Torn, ehe er die Thür aufklinkte; dann legte er die Hand auf den Drücker und öffnete. Ein schriller, lang nachhallender Glockenton, der erst langsam verstummte, wurde bei seinem Eintreten in das kleine niedere holzgetäfelte Stübchen laut, das mit seinen rauchdunklen schweren Eichenmöbeln einen sehr behaglichen Eindruck machte und von einer weit größeren Wohlhabenheit seiner Bewohner zu zeugen schien, als man dies nach dem Aeußeren der Kneipe hätte vermuten können. Drei schwere Tische zogen sich an den Wänden hin, um die eine bequeme Holzbank lief. Außerdem standen vielleicht ein Dutzend geschnitzter Stühle in der Stube; ein massives Büffett trug verschiedene Prunkgefäße aus Zinn und Kupfer, und rechts in der Ecke war ein Schankverschlag mit einem Schiebefenster angebracht, in welchem eben, als Torn eintrat, ein kleiner alter Mann lehnte, zu dessen gedunsenem Trinkergesicht das blendend weiße Stoppelhaar seines Kopfes in unvermitteltem Kontraste stand.

Der Alte kam jetzt mit einer gewissen Eile aus dem Verschlage heraus, und man sah dabei, daß er einen ziemlichen Höcker hatte und sich daher auch nur linkisch und schwerfällig bewegen konnte.

Er hatte mit einem raschen mißtrauischen Blicke die Erscheinung des Gastes überflogen und brachte ihm dann die bestellte Flasche Aßmannshäuser, an dessen feiner Blume Torn sofort erkannte, daß es in der That keine schlechten Tropfen waren, die man hier ausschenkte.

Der Wirt — denn mit diesem schien man es bei dem kleinen Alten zu thun zu haben — hatte, als er von Torns Tische wegtrat, um in den Keller hinunterzusteigen, die nur wenig geöffnete Thür eines Nebenzimmers geschlossen. Während er das that, verfinsterte sich für einen Moment sein Gesicht und gewann dadurch einen noch häßlicheren, ja bösartigen Ausdruck. Es schien ihm leid zu sein, daß er um des Fremden willen die Thür schließen mußte, durch deren Spalt er vom Schankfenster aus die Vorgänge innen hatte verfolgen können, und doch wollte er das lebhafte Treiben der lustigen Zecher da drinnen anscheinend nicht jedem, der einmal zufällig von der Straße hereinkam, preisgeben.

Trotzdem die Thür geschlossen war, hörte man aber das Gelächter, das Bravorufen, womit eine besonders witzige Bemerkung belohnt wurde, und das Zusammenklingen der Gläser noch immer heraus. Häufig mischte sich auch eine volltönende, wohllautende weibliche Stimme in den männlichen Chorus, und es war Torn, der aufmerksam die Vorgänge innen belauschte und dabei hin und wieder einen vorsichtigen Blick nach dem Alten in der Schenke warf, als verfinsterten sich die Miënen des Wirtes, der selbst wie der Faun in seinem Thürschild aussah, jedesmal, wenn das helle Lachen der Frauenstimme drinnen erklang.

Endlich schien es der Alte nicht mehr allein mit dem schweigsamen Gaste aushalten zu können. Er humpelte aus der Schenke, öffnete die Thür zum Nebenzimmer, aus dem ein lärmendes Wortgewirr drang, und verschloß sie wieder hinter sich.

Der Baron grübelte einsam vor sich hin.

Dies also war der Ort, auf den der anonyme Zettel hinwies, welchen am Tage der Freisprechung Ströhmers der Schutzmann Stumpf von einem Unbekannten zugesteckt erhielt? Torn hatte es bis jetzt vermieden, hierher zu gehen. Es war etwas in ihm, das es ihm unsympathisch machte, Spuren nachzugehen, die in dieser feigen, versteckten Weise angedeutet wurden.

Nach dem aber, was er heute gehört, litt es ihn nicht länger, zudem Stumpf schon ein paarmal bei ihm gewesen war und sich erkundigt hatte, ob der Herr Baron bereits irgend etwas in der bewußten Angelegenheit erfahren habe.

Torn mochte vielleicht eine Viertelstunde allein geblieben sein, als die Vorthür hastig geöffnet wurde.

Ein auffallend hübscher junger Bursche trat ein, dessen dunkles Gesicht, tiefschwarze Haare und lebhafte, glühende Augen eine südliche Abkunft vermuten ließen.

Er hatte die Thür derb hinter sich ins Schloß geworfen und wollte mit ein paar Schritten durch die Stube ins Nebenzimmer eilen, als er plötzlich stutzte.

Zunächst war es der erst jetzt von ihm bemerkte Gast, welcher ihn innehalten ließ. Aber er hatte nur ein kurzes grüßendes Nicken für ihn; dann lauschte er mit größter Spannung nach dem Nebenzimmer, wo eben wieder das helle Lachen der Frauenstimme erscholl. In dem jungen Manne schien indessen dieser wohllautende Ton keine angenehmen Empfindungen hervorzurufen —

im Gegenteil. Er runzelte die Stirne, preßte die Lippen aufeinander und zerballte den weichen Filzhut, den er in der Hand trug. Dann mit einem heftigen unmutigen Schütteln des ganzen Körpers befreite er sich von dem Banne, den das angespannte Lauschen ihm auferlegt, und trat in das Nebenzimmer.

Wie mit einem Schlag verstummte dort der Lärm, als er erschien, und es war Torn, der um so aufmerksamer horchte, als wollte die Unterhaltung seit dem Eintritte des neuen Ankömmlings nicht mehr so recht in Fluß kommen; wenigstens unterblieben jene stürmischen Ausbrüche geselliger Heiterkeit, an denen man bis jetzt die Fröhlichkeit der dort herrschenden Unterhaltung erkannt hatte.

Wieder mochte vielleicht eine Viertelstunde verstrichen sein, als sich die Zwischenthür von dem inneren Stübchen gegen das äußere Gemach abermals langsam öffnete, und ein Mann, mit dem Rücken gegen Torn gewendet, auf die Schwelle trat, dem eine Frauengestalt folgte. Das schöne Mädchen schien so mit dem Gehenden beschäftigt, von dem sie mit übersprudelnder Heiterkeit Abschied nahm, daß sie den Gast außen gar nicht gewahrte, bis sich der von ihr Begleitete umdrehte und nun plötzlich bei dem Anblicke dessen, den er hier am allerwenigsten gesucht, vollkommen außer Fassung geriet.

Ein paar Sekunden stand er sprachlos, nach einer Anrede ringend.

Erst, als das Mädchen hinter ihm aus der Thür trat und ebenfalls den interessanten Gast betrachtete, auf den sie nun erst aufmerksam geworden war, kam wieder Leben in den Kassierer.

„Ach," rief er mit übertriebener Freude, „Sie da, Sie da, Herr Baron! Da hätte ich doch alles andere eher vermutet."

Die hübsche Kellnerin hatte die Hände auf den Rücken gelegt und lehnte so an dem Thürpfosten, das Feuer ihrer dunklen Augen auf den neuen Gast spielen lassend, dessen distinguiertes Aussehen ihr leicht entzündliches Herz schnell höher schlagen machte.

Er schien aber ihr kokettes Spiel gar nicht zu beachten, so daß sie nach einer Weile gekränkt mit einer spöttischen Kopfbewegung sich wieder abwendete und in das innere Zimmer zurückkehrte.

Ströhmer hatte sich auf dem Stuhle gegenüber von Torn niedergelassen, und dieser sah nun das weingerötete, erhitzte Gesicht des Kassierers dicht vor sich. Aus den unruhigen Augen sprach die ängstliche Frage: „Was willst du hier? Wie bist du hierher gekommen? War es Zufall, oder verbindest du irgend eine Absicht damit?"

Der Baron erwiderte darauf, ehe der andere noch diese Frage in Worte formuliert hatte: „Ich kam nur zufällig des Weges," sagte er leichthin, „da stieg in mir das Verlangen auf, ein gutes Glas Wein zu trinken — man findet ja das gerade in solchen kleinen, unscheinbaren Schenken oft noch am besten."

„Ob man es findet!" entgegnete Ströhmer hastig. „Sehen Sie, auf dieselbe Weise bin ich hierher gekommen — vor vielen Jahren schon, und seitdem bin ich hier Stammgast geblieben — das heißt, wie es eben bei einem Menschen, der seinen festen Beruf hat, möglich ist; hie und da mittags ein zwischen Arbeit und Familie herausgestohlenes halbes Stündchen oder abends einmal. Ja, ja, die Kneipe ist ganz famos, und man trifft da immer gute, anständige Gesellschaft. — Sie werden ja gehört haben," setzte er etwas verlegen bei, „daß es hier drinnen sehr lustig zugeht — lauter gemütliche Leute, die sich wie ich hie und da mal zu einem Glas zusammenfinden."

Der Baron hatte einen zweiten Römer gefüllt und vor Ströhmer hingeschoben, der während des Sprechens mit einem Kopfnicken dankte und seinen Mantel neben sich auf einen Stuhl warf.

Sie waren ganz allein, denn das Mädchen hatte bei seinem Zurückgehen in die innere Stube die Thür hinter sich zugezogen.

Eine Weile wurde es ganz still. Man hörte nur das schläfrige Ticken der großen alten Wanduhr.

„Herr Ströhmer," sagte endlich Torn, indem er dabei den unsteten Blick seines Gegenüber festhielt, „eines möchte ich gern wissen."

Der Kassierer lachte. „Was?" versuchte er einen drolligen Ton anzuschlagen. „Sie machen ja Augen dabei, wie wenn es sich um die tiefsten Probleme handelte."

„In der That ein sehr tiefes Problem," entgegnete Torn nickend. „Aber Sie könnten es lösen — wenn Sie wollten."

„Ich —?" lachte Ströhmer kurz. „Sie machen mich neugierig — das heißt —"

Er rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her und sah nach der Uhr.

Aber der andere ließ ihn nicht frei. „Warum sind Sie, seitdem Sie aus dem Gefängnisse gekommen, so voll Unwahrheit?" sagte der Baron langsam und dringend.

„Ich? Voll Unwahrheit?" Ströhmer versuchte den Gekränkten zu spielen. „Ich verstehe Sie in der That nicht recht, Herr Baron."

„Ihr ganzes Wesen, bald diese übertriebene Heiterkeit, bald wieder dieses zerfahrene Hasten und Tasten hierhin und dorthin — dann jetzt diese Komödie mit Ihrer angeblichen Stellung bei Meier & Söhne."

Ströhmer öffnete den Mund und atmete so jäh und krampfhaft, daß man daran sah, wie plötzlich sein Herzschlag gestockt hatte. Seine Hand suchte auf dem Tisch nach irgend einem Halt. Er faßte den Römer und leerte ihn auf einen Zug.

„Ach," sagte er dann und wagte nicht, von dem Glas aufzusehen, „man geniert sich doch, so unthätig herumzulaufen — kleine harmlose Notlügen —"

„Und das Geld?"

Mühsam und schwerfällig stand Ströhmer jetzt auf. „Ich weiß in der That nicht," sagte er mit einem Tone, der nach Männlichkeit rang, sie aber nicht fand, „wie Sie dazu kommen, Herr Baron, mit mir ein solches Examen anzustellen. Sie scheinen in einer Grübellaune zu sein, in der ich Sie besser nicht weiter störe. Es ist auch Zeit für mich, heimzugehen."

Aber er ging nicht. Unschlüssig blieb er stehen und folgte mit den Blicken dem ruhelosen Hin und Her der Kanarienvögel in dem großen Bauer, das in einer der Fensternischen stand.

„Sie kommen nicht mit?" fragte er dann plötzlich fast bittend.

„Ja, ich gehe mit!" sagte Torn und erhob sich. „Ich will nur noch —"

„Ach, lassen Sie das doch mich gelegentlich —" wollte ihn der Kassierer abhalten.

Aber der Baron hatte sich schon gegen die Thür zum Nebenzimmer gewendet.

Da war ihm Ströhmer mit zwei raschen Schritten zuvorgekommen. Er öffnete und rief hinein: „Wurzel!"

Noch vor dem Wirt erschien aber das hübsche Mädchen auf der Schwelle. „Sie wollen schon bezahlen?" fragte sie artig mit einem Blick, der länger als nötig sich in den des Gastes verlor. „Eine Flasche Aßmannshäuser?"

Als sie dem Gast auf das Goldstück zurückgab, das er auf den Tisch gelegt hatte, streifte ihre Hand seine schlanken Finger. Nur einen Moment berührte sie dabei scheu wie liebkosend ohne Keckheit den herrlichen Brillanten, den er trug. „Ach, wie schön!“ flüsterte sie.

Er schob ihr ein überreiches Trinkgeld zu.

Sie zögerte und errötete. Dann nahm sie es und ließ es rasch, als ob sie sich dessen schäme, in ihre Geldtasche gleiten. Anmutig neigte sie darauf den Kopf. „Kommen Sie bald wieder!“ sagte sie dazu leise, ohne die langen schwarzen Wimpern von den Augen zu erheben.

Erst, als die beiden Gäste die Thür hinter sich geschlossen hatten, eilte sie ans Fenster, bog die Epheuranken zur Seite, schob das Gesicht in die Lücke und folgte, während sie auf die Holzbank kniete, mit brennenden Blicken den Wegschreitenden.

Der braungelockte Bursche, der inzwischen aus der inneren Stube herausgetreten war, stand mit ein paar raschen Schritten hinter ihr, riß sie mit einer heftigen Gebärde vom Fenster weg und schrie leidenschaftlich mit dem Accent des Italieners in der Sprache: „He! Wieder ein anderer?“

Es sah einen Moment aus, als ob sie sich zur Wehre setzen wollte. Dann aber machte sie ein paar wiegende Tanzbewegungen, lachte ihm höhnisch ins Gesicht und floh in die Nebenstube.

7.

Man hätte meinen mögen, Torn und Ströhmer hätten nie anders als über die harmlosesten Dinge miteinander geplaudert, so schritten sie, angeregt vom Hundertsten und Tausendsten schwatzend, durch die Straßen. Besonders der Kassierer ließ es zu keinem

Stocken des Gespräches kommen; er schien zu fürchten, der andere könnte sonst das in der Weinkneipe aufgegriffene Thema wieder anschlagen. Dabei zerquälte sich Ströhmer aber den Kopf, eine passende Gelegenheit zu finden, seinem Begleiter zu entrinnen. Dessen Nähe erfüllte ihn bei seiner momentanen Unruhe mit steter Sorge. Aber der Baron vereitelte — ob gewollt oder unabsichtlich — jeden Versuch des Kassierers, von ihm loszukommen. Ja, er schien nicht bloß diesen nicht von seiner Seite lassen, sondern auch ihrem Wege eine ganz bestimmte Richtung geben zu wollen. Ein paarmal schon an Straßenbiegungen hatte er den Arm auf jenen Ströhmers gelegt und den anderen so genötigt, nach seinem Wunsche zu gehen.

Der Kassierer wurde in der überstürzten Hast der erzwungenen Unterhaltung und in der Ungewißheit, welche Absicht Torn verfolge, heiß und erregt. Sein Blick irrte unruhig die Häuserzeilen auf und ab, und als ihm der Baron eben wieder an einer Straßenkreuzung durch eine energische Schwenkung nach links die Richtung aufdrängte, die genommen werden sollte, da streifte sein Auge erschreckend das Straßenschild.

Sie standen nach einer Minute vor dem Bankhause von Meier & Söhne.

„Es ist sehr schwül," murmelte Ströhmer erlahmend, nahm den Hut ab und preßte das Taschentuch gegen die Stirne, auf der helle Perlen standen.

Aber im nächsten Moment bereute er diese Aeußerung.

„Ja, sehr!" hatte der Baron entgegnet und war vom Trottoir heruntergetreten. „Gehen wir da hinüber. Dort ist Schatten und Kühle."

Der Kassierer stand wie angewurzelt. Seine Kniee zitterten. Er mußte sich fester auf den Stock stützen.

„Ich glaube, linkshin hätte ich näher —“ murmelte er hilflos.

Torn schüttelte den Kopf.

„Das ist Ihr nächster Weg!“ entgegnete er mit einem seltsamen Klang in der Stimme. „Sie gehen ihn ja nicht zum erstenmal.“

Wie ein Schlafwandelnder folgte ihm der andere.

Die dämmerige, erfrischend kühle Gasse nahm sie auf. Aber Ströhmer schien dort keine Linderung zu verspüren. Sein Gesicht glühte. Er atmete beinahe stöhnend und fuhr mit dem Tuche fortgesetzt nervös über Stirne und Gesicht.

„Zum Schlagtreffen ist's!“ sagte er. „Hier innen drängt sich erst der ganze Dunst zusammen.“

Der Baron schien nur halb auf seine Worte zu hören. „Was hat sich hier schon zusammengedrängt!“ sprach er langsam und blieb stehen. Er versperrte so dem anderen den engen Pfad vorwärts. Ströhmer mußte gerade unter der Laterne anhalten.

„Die ruchlose Leidenschaft eines Mörders und der todesmatte letzte Hilfeschrei einer Erwürgten — alles hier auf einem halben Quadratmeter!“ fuhr Torn fort und zirkelte mit seinem Stock den Fleck ab, wie Stumpf ihm denselben gezeigt hatte.

Ströhmer war aschfahl geworden. Sein Gesicht leuchtete förmlich in dem Dämmer der hohlen Gasse. „Ach so!“ murmelte er mit einem schwachen Versuch, den Ueberraschten zu spielen. „Hier ist —“

„Ja,“ sagte Torn ernst und mit einer gewissen Feierlichkeit im Tone, „hier ist die Stelle, wo Emma Ritter ermordet worden ist.“ Gleich aber sprang er wieder von diesem Tone ab und fuhr in anregendem Plaudern fort: „Wissen Sie, wen ich da vor einiger Zeit getroffen habe —“

„Wen?“ fragte Ströhmer hastig und sah auf. „Ich könnte mir nicht denken —“ mäßigte er sich dann und versuchte durch eine Seitenbewegung seinen Begleiter zu umgehen und so ihren unterbrochenen Marsch wieder in Gang zu setzen.

Aber Torn vereitelte diese Absicht durch eine kleine harmlose Wendung. „Einen der Schutzleute aus Ihrem Prozeß,“ sagte er. „Er stand da, grübelte und wartete auf den Mörder.“

Der Kassierer lachte. „Der wird's ihm wohl nicht so bequem machen!“ sagte er und suchte sich durch einen heiteren Ton von dem Druck frei zu reden, der auf ihm lag.

„Wer weiß!“ entgegnete aber Torn bedächtig. „Wissen Sie,“ setzte er bei und stellte sich ganz dicht vor den anderen, „wer eines Verbrechers, eines Mörders gefährlichster Feind ist?“

„Ein angenehmes Rätselraten!“ entgegnete Ströhmer. „Wer sonst als die Polizei?“

„O, sehr schlecht geraten!“ meinte Torn und gab ihm nun plötzlich den Pfad frei. „Er selbst, mein Lieber, er selbst! — Ja,“ fuhr er fort, während sie rasch die Gasse hinausschritten, und legte die Hand in den Arm seines Begleiters, „er selbst, mein Lieber. Das ist eine ganz merkwürdige Sache. Kriminalisten, Psychiater, Psychologen haben das längst herausgebracht. Was drängt denn den Mörder zum Leichenbegängnisse seines Opfers, was führt ihn denn immer wieder — der gute Stumpf hat da gar nicht so falsch gerechnet — an den Ort seiner That? Das Geständnis ist's, das in ihm heraufdrängt, das immer mächtiger und verlangender vor ihn tritt in den stillen, schlaflosen Stunden der Nacht, im betäubenden Rausch des Vergnügens, das ihn so lange auf dürstender verdorrender

Lippe peinigt und quält, bis er es endlich als eine wahre Wollust empfinden würde, wenn er es laut in alle Welt hinausschreien dürfte, wenn er nur irgend einem verraten könnte: „Ich bin es gewesen, der das gethan hat, ich bin der immer Gesuchte und noch nicht Gefundene!“ So kommt es, daß diese Leute sich bald in Arbeit, bald in Genüsse stürzen, daß sie von der Angst vor der bleichen That, die sich überall neben ihnen aufreckt, vorwärts gepeitscht werden von Ort zu Ort, und daß sie endlich doch unterliegen. Das Geständnis überwältigt sie. Die einen fliehen zum Beichtvater, zur Polizei, zum Untersuchungsrichter, oder sie vertrauen es wenigstens einem Verwandten, einem Freunde, einer Geliebten an — es ist ihnen, als würde die eigene Last leichter, wenn ein zweites mit daran trüge. Andere wieder wählen den Weg, der sie mindestens vor der Schwatzhaftigkeit der eigenen Lippen sichert: sie greifen zum Revolver, zu Gift oder Dolch. Aber hinter allem her rauscht der eherne Flügelschlag der Erinnyen. Schwere Verbrecher, die mit Biedermannsmienen bis in ihre hohen Tage hinauf ein behagliches Leben führen und gar etwa nachts sich des Schlafes des Gerechten erfreuen, giebt es verschwindend wenige — fast alle ereilt die Nemesis, es müßte ihnen denn ein gütiges Geschick Gelegenheit und Mut geben, durch außerordentliche Thaten mit Gutem zu sühnen, was sie Außergewöhnliches im Schlechten gefehlt haben.“

Wortlos schritten die beiden Männer nun nebeneinander her. Torn hatte die Hand von Ströhmers Arm genommen und überließ den Kassierer seinen Gedanken. Dieser ging, den Kopf vorgebeugt, unsteten Schrittes neben ihm her.

Am Hause des Barons nahmen sie kurzen Abschied.

Torn ſuchte dabei den Blick ſeines Begleiters, der ihm aber auswich. Ströhmer murmelte nur einige raſche halb verſtändliche Worte, berührte kaum die Hand, welche der andere ihm reichte, und ſchien froh, ſich von ihm losgeriſſen zu haben; denn er ging raſch die Straße hinunter. — —

Man wartete vergebens auf ihn zu Hauſe. Erſt ſpät kam er müde, hungrig und durſtig heim, wich aber allen Fragen aus und ging, nachdem er haſtig ſeine Abendmahlzeit verzehrt hatte, zu Bette.

Er ſchien indeſſen ausgezeichnet geruht zu haben. Wenigſtens kam er am nächſten Morgen erſt ſehr ſpät in das Wohnzimmer, war aufgeräumt, plauderte und lachte und ſagte mit zärtlichem Tone, der ſie rührte, zu ſeiner leidenden Frau: „Ich wollte, ich könnte dir den Schlaf wünſchen, wie ich ihn dieſe Nacht gehabt habe! Wunderbar! Zwölf Stunden kein Auge aufgemacht — nichts geträumt — kurzum prächtig!“

Er rieb ſich mit einem ſpöttiſchen Schmunzeln die Hände, wendete ſich raſch zu Leonore, als wollte er ihr irgend etwas ſagen, begnügte ſich aber dann, mit leichter liebkoſender Hand über ihren Scheitel zu ſtreichen, und ging wieder in ſein Zimmer.

Dort nahm er einige Banknoten aus ſeiner Brieftaſche, ſchrieb ein paar Zeilen dazu, couvertierte das Ganze, ſetzte Torns Adreſſe auf den Brief und verließ das Haus.

(Fortſetzung folgt.)

Schwester Thekla.

Novelle von Karl Schüler.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Der Anstaltsarzt hat soeben die Runde gemacht. Auf dem langen Korridor begegnet ihm die Vorsteherin des Schwesternhauses. Sie begrüßen sich eilig. Der Vorsteherin fällt es auf, daß der Doktor sehr ernst, noch ernster als gewöhnlich ist.

„Wie steht es mit dem General?“ fragt sie.

„Schlecht.“

„Muß er operiert werden?“

„Ich lasse ihn eben in den Operationssaal bringen.“

„Gott stehe Ihnen bei.“

„Ich hoffe es. Aber außer dem seinen, bitte ich auch um den Beistand der Schwester Thekla.“

„Das ist nicht möglich, Doktor. Schwester Thekla hat die letzten drei Nächte gewacht. Sie wissen doch — bei der armen Frau Bender, die sich so schrecklich verbrannt hat.“

„Ja, ja, ich weiß. Aber es hilft nichts. Nur Schwester Thekla kann mir assistieren.“

„Kann diesmal nicht Schwester Cornelia —“

„Nein, nein. Die würde mir nach den ersten fünf Minuten ohnmächtig. Ich muß unsere tapfere Thekla haben.“

„Das arme Mädchen!“

„Ja, das arme Mädchen! Aber es geht nicht anders. Ich könnte es gar nicht ohne sie fertig bringen. Sie giebt mir Mut. Und ich habe Mut nötig bei der schrecklichen Schneiderei.“

„Was sagte der General, daß er nun doch — War er gefaßt?“

„Das ist's ja gerade. Seine Fassung nimmt mir die meine. Wenn er schrie und meinetwegen das Blaue vom Himmel herunterfluchte, es wär' mir lieber. Aber so ... Wie ein Held erträgt er alles, kein Schmerzenslaut, kein hartes Wort. Immer wohlauf, immer voll Hoffnung.“

„Und Sie selbst? Haben Sie keine mehr?“

„Wenig, wenig. Alles hängt von der Operation ab und besonders von der Pflege nach derselben, also von Schwester Thekla.“

„Aber die Arme kann doch unmöglich aus dem Operationssaal direkt wieder an das Krankenbett gehen. Sie muß unbedingt Ruhe haben. Sie reibt sich auf. Instruieren Sie Schwester Cornelia.“

„Es hängt ein Menschenleben davon ab, meine Teure.“

Die Vorsteherin seufzt tief auf. „Wenn Sie so sprechen, ja, dann muß sie wohl.“

„Wollen Sie Schwester Thekla benachrichtigen?“

„Ja, Doktor. Aber noch eines. Müssen wir nicht das Töchterchen des Generals holen lassen? Vielleicht — man könnte doch nicht wissen — und er sähe das Kind wohl gern noch einmal.“

„Es würde ihn nur unnötig aufregen. Er wünscht es auch nicht, ich habe ihn gefragt.“

„Nun denn: möge Gott Ihre Hand glücklich und sicher führen.“

Der Doktor ersteigt langsam die Treppe, welche zu dem Operationssaal führt.

Die Vorsteherin, eine hohe, gebietende Erscheinung, betritt das Gelaß, welches mit vier anderen Schwestern die vom Arzt gewünschte Schwester Thekla bewohnt.

An den Wänden fünf schmale Betten, ein Tisch, ein Schrank und fünf Stühle, ein kleines Bücherbrett, auf welchem einige Bücher und ein kleines Kästchen stehen, ein paar Bilder. Das ist alles, was das Auge in dem graugetünchten Raum erblickt. In einer Nische, hinter einem Vorhang, steht das Waschgerät.

Auf dem Tisch liegen weiße, steif gestärkte Tücher, sie bilden die Kopfbedeckungen der beiden Schwestern, welche dort lang ausgestreckt auf ihren Betten liegen. Es herrscht ein Halbdunkel in dem Raum, der einen sehr kahlen, nüchternen Eindruck macht.

Man hört die tiefen Atemzüge der Schlafenden.

Sie haben den Eintritt der Vorsteherin nicht gehört. Sie schlafen fest, sie sind müde bis ins Mark von den langen Nachtwachen.

Leise tritt die Vorsteherin an das Bett der einen Schlafenden. Sie berührt leicht ihren Arm. „Schwester Thekla!"

Die Schwester fährt auf. „Schwester Oberin?"

Sie hat sich schnell erhoben. Rasch ist der Schlaf abgeschüttelt, sie ist gewöhnt, demselben plötzlich entrissen zu werden. Sie steht da in dem langen schwarzen Gewand der Schwestern, sie hat es nicht abgelegt während des kurzen Schlafes. Sie muß gleich fertig sein, wenn sie geweckt wird.

Sie ist schlanker, biegsamer als die Vorsteherin, aber fast so groß wie diese.

„Armes Kind, ich hätte dich so gerne einmal ausschlafen lassen, aber der Doktor — er sagt, es könne

ihm keine andere helfen. Willſt du zu ihm in den Operationsſaal gehen?“

„Gewiß, Schweſter Oberin.“

Sie ſchlingt das lange aſchblonde Haar zu einem Knoten und legt die weiße Kopfbedeckung an.

„Es iſt der General. Er muß nun doch operiert werden.“

„Ich habe es mir gedacht.“

„Möge Gott geben, daß er es überſteht.“

„Er wird es."

„Der Doktor meinte, es hinge alles von der Pflege ab nach der Operation. Ich kann es dir zwar nicht zumuten, daß du — aber der Doktor meinte, nur du würdest im stande sein, ihn gesund zu pflegen. Willst du es übernehmen?"

„Ich bitte darum."

Die Oberin küßt die Schwester zärtlich auf die Stirn, dann verlassen beide das Gemach.

Schwester Thekla geht hinauf in den Operationssaal.

Auf dem oberen Gang tragen zwei Schwestern einen kleinen Krankenkorb an ihr vorbei.

In demselben liegt ein Mädchen, ein Kind noch. Auf seinem bleichen, abgezehrten Gesichtchen erscheint ein heiteres Lächeln, als es Schwester Thekla erblickt. Matt streckt es ihr sein schmales, weißes Händchen entgegen.

Die Schwester beugt sich zu der Kranken nieder.

„Guten Morgen, Schwester Thekla," lispeln die dünnen, blassen Lippen der Kleinen.

„Guten Morgen, Liesel. Sollst du hinaus in den Garten gebracht werden?"

Die Kleine nickt, dann sagt sie betrübt: „Ich habe gar nicht schlafen können. Immer habe ich gehofft, du kämst, um mir ein Märchen zu erzählen, die ganze Nacht habe ich gewartet, bis heute morgen."

„Heute abend komme ich auf ein Viertelstündchen, dann wird mein Liebling süß schlafen."

Sie küßt die Kleine auf den Mund und geht. Die Trägerinnen tragen ihre leichte Last in den Garten hinab.

Im Saale oben ist, als ihn Schwester Thekla betritt, bereits alles zu der bevorstehenden Operation vorbereitet.

Doktor Mittelstädt, der Anstaltsarzt, welcher an seinen Instrumenten herumhantiert, begrüßt die Eintretende mit einem freudigen Kopfnicken. Zwei Militärärzte sind erschienen. Sie blicken kaum auf bei dem Eintritt der Schwester.

Beide stehen neben dem auf den Operationstisch festgeschnallten General. Der jüngere hält ihm die Chloroformmaske vor das Gesicht.

Schwester Thekla tritt zu ihm. „Schläft er schon?"

„Ja, ich glaube." Der Assistenzarzt fühlt den Puls des Kranken und nimmt ihm dann die Maske ab.*)

„Er schläft, Herr Doktor Mittelstädt."

„Gut, ich bin fertig. Hier sind Ihre Pinzetten, Schwester Thekla."

Der Doktor wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Alles in Ordnung, meine Herren?"

„Jawohl."

Mittelstädt nimmt nun das weiße Laken, welches den Körper der Generals bedeckt, von demselben. Der General zeigt seinen breiten, starkgebauten Oberkörper. Beide Beine sind bandagiert.

Bevor an die Abnahme des Verbandes gegangen wird, desinfizierten alle sorgfältig ihre Hände. Dann löst Doktor Mittelstädt die äußeren Binden und entfernt behutsam die Lagen antiseptischer Watten. Schwester Thekla hilft ihm dabei. Nun ist die letzte Verbandslage abgenommen. Was sich da zeigt, ruft selbst bei den Aerzten Entsetzen hervor.

Doktor Mittelstädt bemerkt es. „Ja, es hat ihn bös zugerichtet," meint er.

„Das ist ja furchtbar," äußert einer der Aerzte,

---

*) Siehe das Titelbild.

„ich begreife nicht, Kollege, wie Sie das alles wieder zusammengebracht haben."

„Ja, das war eine böse Flickarbeit, und ohne hier meine treue Gehilfin —" er deutet dabei auf Schwester Thekla — „würde es mir wohl kaum gelungen sein."

„Sie haben hierbei geholfen?" fragt in höchstem Erstaunen der ältere der Militärärzte.

„Ein wenig, Herr Oberstabsarzt."

„Meine aufrichtige Bewunderung!" und während er das spricht, verbeugt sich der Oberstabsarzt tief vor Schwester Thekla, und der Assistenzarzt folgt dem Beispiele seines Vorgesetzten.

„Da sag' mir noch einer, Frauen hätten keine Courage!"

„Wie kam das Unglück eigentlich?"

„Bei der Artillerieübung versagte ein Geschütz. Der General sprengt an dasselbe heran, steigt vom Pferd und will als alter Praktiker die Geschichte wieder in Ordnung bringen. Dabei explodiert das Geschoß rückwärts, schlägt den Verschlußkeil heraus, und ein guter Teil der Ladung geht dem General in den Unterleib und die Beine."

„Da hat sie eine schöne Bescherung angerichtet."

„Es hätte noch schlimmer kommen können."

„Gewiß. Ein Wunder, daß er nicht auf der Stelle tot war wie die drei armen Kanoniere."

„So. Jetzt müssen wir die Nähte wieder öffnen und den Eisensplitter suchen, der da irgendwo stecken geblieben ist und die Heilung behindert. Lassen Sie uns beginnen, meine Herren. — Schwester Thekla, stellen Sie sich neben mich, und fassen Sie mit den Pinzetten, wenn eine Blutung entstehen sollte, sofort zu. Halten Sie das Waschbecken bereit, Stephan."

Die Operation beginnt.

Nach zwei Stunden ist sie beendet. Sie ist geglückt, der Splitter ist entfernt. Der General lebt, aber er ist schwach, bedenklich schwach.

Mit unendlicher Vorsicht wird er auf sein Zimmer gebracht.

Schwester Thekla leitet den Transport, um dann sofort an dem Bette des Kranken ihre Samariterdienste zu beginnen. Der zurückbleibende Oberstabsarzt sieht ihr voll Interesse nach.

„Wäre die ein Mann, sie wäre ein Chirurg geworden, wie man so leicht keinen zweiten findet," sagte er.

„Sie hat das Zeug dazu," bestätigten die anderen.

„Diese Ruhe, diese Sicherheit, diese Milde und dabei diese Geduld!"

„Ja, wenn jemand im stande ist, dem General wieder aufzuhelfen, dann ist sie es."

„Das ist gewiß."

„Ich glaube nicht, daß er die Nacht überlebt."

„O, er hat eine starke Natur."

„Eine Bärennatur. Er wollte sich anfangs nicht einmal chloroformieren lassen bei der Schneiderei."

„Ich muß jetzt zu der Oberin," unterbricht Doktor Mittelstädt die Aerzte, „und über die Operation berichten. Ich danke Ihnen, meine Herren. Auf Wiedersehen!"

In dem kleinen, freundlich eingerichteten Zimmer steht neben dem Lager des Generals Schwester Thekla. Das schmale, edle Gesicht ist über den Kranken gebeugt, ihr Blick ist gespannt auf die totenbleichen Züge des Generals gerichtet. Sie horcht auf das schwache Geräusch seines Atems.

Seine Augen sind geschlossen, dunkle Ringe haben sich darum gebildet.

Und nun beginnt Schwester Thekla den Kampf mit dem Tod um den Generalmajor v. Ruxleben. Sie kämpft mit ihm Tag und Nacht. Sie steht wie eine Heldin in dem harten Ringen, und endlich, endlich trägt sie den Sieg davon. Nach vierzehn Tagen erklärt Doktor Mittelstädt, daß der General gerettet ist.

Das Fieber hat nachgelassen, die Krise ist überwunden.

Nach acht weiteren Tagen führt Schwester Thekla zum erstenmal die kleine achtjährige Hilde, das einzige Kind des Generals, an das Bett des Vaters. Er schläft, und Schwester Thekla will ihn nicht wecken.

Sie befiehlt der Kleinen, mäuschenstill zu sein. Sie setzt sich und nimmt das Kind des Generals auf den Schoß und erzählt ihm ganz leise ein Märchen. Hilde hört ihr bald gespannt zu; es weiß niemand so schön zu erzählen wie Schwester Thekla.

Und wie sie von Sindbad, dem Seefahrer, erzählt, wie ihn der große Vogel Greif erfaßt und sich mit ihm hoch in die Lüfte schwingt und ihn zu seinem Neste trägt, da schmiegt sich die kleine Hilde ängstlich an Schwester Thekla, und diese streicht ihr zärtlich über den dunklen Lockenkopf und küßt sie auf die Stirn.

Der Kranke hat die Augen aufgeschlagen, ein Lächeln fliegt über seine eingefallenen Züge, als er die beiden sieht. Dann schläft er wieder ein.

Wochen sind vergangen. Es ist an einem warmen Frühlingstag. In dem Garten hinter dem Schwesternhaus ergehen sich einige Kranke. Unter ihnen befindet sich der General.

Auf den Arm der Schwester Thekla gestützt, macht er seine ersten Gehversuche im Freien.

Er ist um fast einen Kopf größer als das Mädchen. Seine Hünengestalt hat freilich von ihrer militärischen Straffheit eingebüßt. Er ist mager geworden, sein sonst wettergebräuntes Gesicht zeigt die Blässe des Rekonvaleszenten.

Vorsichtig setzt er einen Fuß vor den anderen. Langsam müssen sich die Beine wieder an ihren Dienst gewöhnen.

„Was Sie für eine Geduld mit mir haben!“ meint der General mit einem dankbar freundlichen Blick zu seiner Führerin. „Sie werden froh sein, wenn Sie mich alten Quälgeist bald wieder los werden.“

„Ich habe alles gern gethan, was ich für den Herrn General thun durfte,“ antwortet Schwester Thekla in ihrer einfachen, bescheidenen Weise.

„Gern gethan!“ wiederholt er. „Wahrhaftig, was Sie gethan haben, muß jemand gern thun, sonst bringt er es überhaupt nicht fertig.“

Schwester Thekla giebt dem Gespräch eine andere

Wendung. „Hilde war auch heute morgen hier," sagt sie.

„So? Der kleine Racker! Warum ist er denn nicht zu mir heraufgekommen?"

„Der Herr General schliefen noch."

„Was hat das Mädchen denn gethan hier? Sie aufgehalten natürlich?"

„Hilde ist mit mir im Kindersaal gewesen. Sie hat so nett mit den Kleinen geplaudert, sie alle haben Hilde liebgewonnen."

„Sie ist ein gutes Kind, ja?"

„Das ist sie."

„Sie hängt an Ihnen, wie — na, an mir hat sie nie so gehangen."

„O, Herr General. Ich habe nie ein Kind so außer sich gesehen wie Hilde, als Ihnen das Unglück zugestoßen war."

„So, war sie das? Ja, sie ist ein gutes Kind, aber, ich fürchte — wissen Sie, ich bin ein ganz brauchbarer Soldat, obwohl's damit jetzt auch nicht mehr weit her ist — aber der Kleinen die selige Mutter ersetzen, das kann ich nicht. Auf Mädchenerziehung verstehe ich mich leider nicht, und das ist schlimm für Hilde."

Die beiden sind in einen etwas abgelegenen Teil des Gartens gelangt, wo die Kranken nur wenig hinzukommen pflegen. Schwester Thekla scheint es, als ob der General anfinge, von der ungewohnten Anstrengung des Gehens müde zu werden.

Sie führt ihn zu einer Bank. „Wollen Sie sich etwas ausruhen, Herr General?"

„Sehr gern, sehr gern. Sehen Sie, das sind keine hundertundfünfzig Schritte bis an das Haus, und ich bin schon müde. Ein netter Rekrut, wie?"

Beide setzen sich auf die Bank.

„Ja, ja," fängt der General wieder an, „das mit der Hilde geht mir viel im Kopfe herum. Das war ein Unglück, daß meine Frau starb. Ein großes Unglück für das Kind. Ich habe erst spät geheiratet. Ich war stets mit Leib und Seele Soldat und hatte nie Zeit, mir eine Frau zu suchen. Ich bin gut avanciert. Mit vierzig Jahren Oberst, das will was heißen. Aber ein Oberst ohne Frau, das ist so 'ne Sache. Na, da habe ich dann geheiratet. War ein nettes Mädchen, das ich mir zur Frau nahm. Ein bißchen jung freilich. Wir waren aber sehr glücklich. Hat leider nicht lange gedauert mit dem Glück. Wie die Hilde zwei Jahre alt war, starb meine Frau. Nun stand ich mit dem Kind allein da. Da habe ich mir so durchgeholfen. Mein Bursche wurde Kinderbonne. Aber nun wo Hilde heranwächst, taugt das nicht mehr. Da fehlt doch sehr die leitende Hand der Mutter. Ja, die fehlt."

Der General hat die letzten Worte direkt zu Schwester Thekla gewandt gesagt, und er scheint eine Bestätigung von ihrer Seite zu erwarten.

Sie schweigt jedoch, ihre Augen schweifen träumerisch über den Gartenzaun zu den bewaldeten Bergen hinüber.

Der General fährt fort: „In Pension geben, wird gesagt. Aber ich mag mich nicht trennen von dem munteren Ding. Ich werde ja doch bald die Hosen mit den roten Streifen in den Schrank hängen müssen, Krüppel kann man nicht in der Armee gebrauchen, und dann hätte ich ja gar nichts mehr vom Leben, wenn ich das Kind nicht um mich hätte. Nicht wahr, Schwester Thekla?"

„Ich kann es mir denken, daß Sie eine Trennung

von dem Kinde schwer empfinden würden. Auch Hilde würde darunter leiden."

„Nicht wahr, das meinen Sie auch," fällt lebhaft der General ein, „für die Kleine ist es am besten, sie bleibt im Elternhaus. Das ist aber nur möglich, wenn —"

Er bricht da plötzlich mitten im Satze ab, sein bleiches Gesicht ist ganz rot geworden, und auf der Stirne perlen ihm Schweißtropfen.

Er wischt sich die Stirn und versucht den Waffenrock, welcher über dem abgemagerten Körper Falten schlägt, glatt zu ziehen. Dann fährt er fort, und er dämpft beim Sprechen seine rauhe Stimme zu einem so weichen Tone, daß Schwester Thekla erstaunt zu ihm aufblickt.

„Sehen Sie, meine liebe Schwester Thekla, ich möchte Ihnen etwas sagen. Halten Sie es dem unbeholfenen Soldaten aber zu gute, wenn er dafür den richtigen Ausdruck nicht findet. Sie haben der Hilde den Vater erhalten, ohne Sie stünde das arme Ding jetzt ganz allein in der Welt. Wollen Sie Ihr Werk der Barmherzigkeit vollenden und ihm auch die Mutter wiedergeben?"

Die Stimme des Generals zittert heftig bei den letzten Worten, man hört aus ihr die tiefe, innere Erregung heraus. Erwartungsvoll ruht jetzt sein Blick auf dem neben ihm sitzenden Mädchen.

Schwester Theklas Augen starren betroffen auf den General.

Eine kleine Pause tritt ein.

„Herr General, wie könnte ich ..." stammelt sie.

„Indem Sie meine Frau werden, Schwester Thekla."

Der General sagt das mit einer Innigkeit, die etwas Rührendes hat.

Ist es dies, was Schwester Thekla Thränen in die Augen lockt? Sie preßt das Taschentuch gegen das Gesicht.

Der General fährt fort. „Halten Sie mich nicht für einen alten Esel, der mit zweiundfünfzig Jahren noch Liebe sucht. Ich will eine Mutter für mein Kind, und ich glaube, die habe ich in Ihnen gefunden. Es mag egoistisch von mir sein, daß ich Sie, den Schutzengel der Kranken hier, so für mich allein occupieren möchte, doch ich hoffe, es wird einem Vater verziehen werden, der alles thut in der Sorge um sein einziges Kind. Dann meine ich aber auch, daß Sie es für die Länge der Zeit hier nicht aushalten. Sie reiben sich auf. Ihre Konstitution ist den Strapazen nicht gewachsen, welche Ihr Beruf hier bedingt. Beschränken Sie Ihre Thätigkeit auf uns beide armen Menschenkinder, einen Invaliden, der Ihnen nicht gar zu lange mehr zur Last fallen wird, und ein unmündiges Kind, das Ihnen mit Liebe und Vertrauen anhängt. Wollen Sie, Schwester Thekla?"

Diese hat die aufsteigenden Thränen getrocknet. Sie hat sich gefaßt. Sie ist wieder ganz die ruhige, ernste Schwester Thekla, welche nie an sich selbst denkt in der Sorge für andere. „Herr General," sagt sie und schlägt ihre Augen voll zu ihm auf, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihr Vertrauen, für Ihre Großmut. Der heutige Tag barg für mich seit acht Jahren die traurigste Erinnerung. Es ist der Todestag eines Mannes, der mir sehr nahe gestanden hat, meines verstorbenen Bräutigams. In diese traurige Erinnerung wird sich künftig eine andere mischen, eine mildernde, versöhnende, die an Sie, Herr General. Das Amt zu übernehmen, welches Sie so hochherzig waren mir anzutragen, hat für mich viel Verlockendes. Ich achte

Sie, Herr General, und liebe Hilde aufrichtig. Wenn ich Ihnen trotzdem nicht heute einen endgültigen Bescheid über Annahme oder Ablehnung der mir zugedachten Ehre geben kann, so bitte ich Sie, den Grund dafür in dem bei uns herrschenden Gebrauch zu suchen, nach dem die Pflegerin erst sechs Monate nach Entlassung des Kranken aus der Anstalt Anträgen auf Berufsveränderungen, wie Sie mir eine solche vorschlugen, Gehör schenken darf."

Schwester Thekla hat den letzten Satz mit dem leichten Anflug eines Lächelns gesagt, das ihren Zügen etwas ungemein Liebliches verleiht.

Dann setzt sie ernster hinzu: „Ich möchte aber auch vorher mir die Erlaubnis meiner mütterlichen Freundin, der Schwester Oberin, einholen. Sie werden mich verstehen, Herr General, und nicht wahr" — sie reicht ihm die Rechte hin — „wie auch der Bescheid ausfallen mag: Sie bleiben mein Freund?"

Der General drückt energisch die dargereichte schmale und feste Hand der Schwester. „Das bleibe ich, Schwester Thekla," sagt er, und sich langsam erhebend, setzt er hinzu: „Morgen beziehe ich mein Heim in der Stadt. Aber ich komme wieder nach sechs Monaten. Ja, dann komme ich wieder."

Von der Schwester unterstützt, humpelt der General dem Hause zu.

Einmal bleibt er stehen. „Darf ich Ihnen die Hilde öfters herausschicken?"

„So oft Sie wollen."

Es ist Herbst geworden. Im Garten hinter dem Schwesternhaus beginnt das Laub sich zu färben, und der Wind wirbelt es von den Bäumen herunter und

treibt sein Spiel damit auf den Wegen und Rasenplätzen.

Der Himmel hat sich seit Tagen in eintöniges Grau gehüllt, nur selten gestatten die Wolken der Sonne einen Durchblick.

In den Zimmern und Krankensälen werden die Lichter angezündet. Doktor Mittelstädt hat seine letzte Runde beendet. Er ist in das Gemach der Oberin getreten, um sich zu verabschieden.

Hier trifft er Schwester Thekla.

Er tritt mit freundlichem Lächeln auf sie zu und reicht ihr die Hand. „Ich gratuliere Ihnen, Schwester, zu Ihrer Verlobung."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor."

„Sie verlassen uns schon bald, habe ich gehört."

„Schon morgen, Herr Doktor."

„Der Herr General wünscht Schwester Thekla auf einige Wochen zu einer Verwandten auf das Land zu schicken. Eine solche Ausspannung wird der Armen gut thun," wirft die Oberin ein.

„Gewiß, gewiß," bestätigt der Doktor.

„Sie ist uns recht blaß und schmal geworden," fährt die Oberin fort, „bei der unglückseligen Diphtheritisepidemie hat sie Uebermenschliches geleistet."

Schwester Thekla ist rot geworden bei dem Lob der Vorsteherin. „Ich that nicht mehr wie die anderen," sagt sie bescheiden.

„Ich hatte seit acht Jahren an Ihnen eine Stütze, für die ich wohl kaum je Ersatz finden werde," meint mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns der Doktor, „aber ich freue mich nichtsdestoweniger über Ihr Glück. Sie verdienen es, glücklich zu werden. Nun, wir sehen uns morgen noch."

Der Doktor will sich verabschieden.

Schwester Thekla hält seine Hand fest in der ihren. „Nicht morgen nur," sagt sie, „sondern noch recht oft. Sie werden mich nicht vergessen und mir Ihre Freundschaft bewahren. Nicht wahr, Herr Doktor?"

Ein warmer Händedruck ist die einzige Antwort.

Indem dringt von der Straße herauf das Geklapper von Pferdehufen. In gestreckter Carriere sprengt ein Reiter heran. Vor dem Portal des Schwesternhauses pariert er sein schaumbedecktes Pferd.

Die drei oben im Zimmer der Oberin treten an das Fenster. Sie sehen, wie sich ein Husarenleutnant aus dem Sattel schwingt.

Er pocht hastig an das Fenster der Pförtnerin. Man hört ihn nach der Oberin fragen. Sporenklirrend stürmt er die Treppe herauf.

Jetzt pocht er an die Zimmerthür.

„Habe ich die Ehre, die Frau Oberin —?" keucht der Leutnant.

Die Schwester Oberin tritt vor in den hellen Schein der Lampe. Der Offizier verbeugt sich, die Hacken aneinanderschlagend.

„Leutnant v. Heimberg-Marlingen," stellt er sich vor.

„Sie wünschen, Herr Leutnant?"

„Rittmeister v. Somnitz von der zweiten Schwadron ist auf der Fuchsjagd bei Harbe vom Pferd gestürzt, wurde eine Strecke geschleift und schwer verletzt. Der Herr Oberst lassen die Frau Oberin bitten, dem Verwundeten, welcher sich auf dem Transport hierher befindet, Aufnahme zu gewähren. Bei der Schwere der Verletzungen hält der Herr Oberst einen Transport bis zu dem auf der anderen Seite der Stadt gelegenen Militärlazarett für unmöglich."

„Ich werde sofort ein Zimmer zur Aufnahme des Herrn Rittmeisters herrichten lassen."

„Ich danke Ihnen. Es bleibt mir noch die peinliche Pflicht, Frau v. Somnitz von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Sie entschuldigen, meine Herrschaften. Habe die Ehre."

Der Leutnant macht Kehrt und verläßt das Schwesternhaus. Unten besteigt er sein Pferd und reitet der Stadt entgegen.

Doktor Mittelstädt bleibt, um die Ankunft des Verunglückten zu erwarten. „Werden Sie mir heute abend noch einmal assistieren? Es wird ja doch das letzte Mal sein," wendet er sich an Schwester Thekla.

„Gewiß," antwortet die stets Hilfsbereite. Dann geht sie aus dem Zimmer der Oberin.

Sie holt Verbandsmaterial und trägt es in die Krankenstube, welche die Frau Oberin für den Rittmeister bestimmt hat. Bald ist alles vorbereitet.

Schwester Thekla steht an dem geschlossenen Fenster und legt die heiße Stirn an die kühlen Scheiben. Es ist mittlerweile ganz dunkel draußen geworden.

Es hat sich ihrer eine große Unruhe bemächtigt. Die sonst so ernsten, ruhigen Züge verraten deutlich eine gewisse Spannung.

Wer sie genau beobachtet hätte, dem wäre es nicht entgangen, daß sie vorhin leicht zusammenzuckte, als der Leutnant den Namen des gestürzten Rittmeisters genannt hatte, doch es hatte niemand auf Schwester Thekla geachtet.

Eben trifft der Transport mit dem Verwundeten ein.

Vier Husaren tragen den Rittmeister auf der Leiter eines Bauernwagens, welche man mit Decken und Mänteln belegt hat. Mit ihm kommen mehrere Offiziere, auch der Oberst des Regiments.

Der Oberst läßt sich sofort bei der Frau Oberin melden und begrüßt den ihm bekannten Anstaltsarzt.

Er erzählt kurz die Vorgänge bei dem Unglücksfall, kann aber die Art der Verletzungen am Kopfe des Aermſten nicht genau angeben, denn es iſt alles mit Blut und Straßenſchmutz bedeckt. Er vermutet einen Schädelbruch. Für ſicher hat er konſtatiert, daß ein

Hufſchlag des Pferdes den rechten Arm des Rittmeiſters zerſchmettert hat.

„War er bei Bewußtſein?“

„Ich glaube nicht, Frau Oberin.“

Schweſter Thekla hat unterdes den Transport des Verwundeten in das für ihn beſtimmte Zimmer geleitet. Sie thut es mit all der ihr eigenen Umſicht und Sorgfalt, und doch läßt ſie heute die Ruhe vermiſſen, welche

sie sonst vor allen anderen Schwestern auszeichnet. Ihre Hände zittern heftig, als sie dem Verwundeten das Luftkissen vorsichtig unter den zerschmetterten Kopf schiebt bei dem Tragen die Treppe hinauf, und ihre Stimme bebt bei den leise gegebenen Anordnungen.

Nun liegt der Rittmeister auf dem für ihn zubereiteten Lager.

Das Zimmer ist hell erleuchtet. Der Schein der Lampen fällt auf das blutgetränkte Leinentuch, welches den Körper des Verwundeten bedeckt.

Der sofort von dem Unfall benachrichtigte Oberstabsarzt ist soeben vorgefahren. Alle treten in das Zimmer.

Eine erwartungsvolle Stille herrscht in demselben. Nur unter dem Tuche dringt ein leises Stöhnen hervor.

Alle Blicke richten sich gespannt auf Doktor Mittelstädt, der, am oberen Ende des Lagers stehend, im Begriffe ist, das Leinen zurückzuschlagen.

Am Fußende des Bettgestelles steht Schwester Thekla. Ueber das eiserne Gitter hinaus hat sie sich weit vorgebeugt.

Jeder Blutstropfen ist aus ihrem Gesicht gewichen, es scheinen sich alle ihre Sinne in den weit aufgerissenen grauen Augen zu konzentrieren. Ihre Nasenflügel beben, man sieht ihre Brust unter dem enggeschlossenen schwarzen Schwesterngewand arbeiten, und die schmalen, festen Hände haben sich um die kalten Eisenstangen des Bettes gekrampft.

Jetzt hebt der Doktor das Tuch.

Ein Murmeln des Entsetzens geht durch die Anwesenden.

Schwester Thekla beugt sich noch weiter vor. Mit angehaltenem Atem starrt sie in das verschwollene, mit geronnenem Blut und Straßenschmutz bedeckte Gesicht des Verwundeten.

Man kann unmöglich aus der verquollenen Masse menschliche Züge erkennen.

Schwester Thekla aber erkennt sie heraus, erkennt sie genau bis zur furchtbaren Gewißheit.

Ihre Finger lösen sich von den Eisenstangen, sie taumelt zurück, ein kurzer, heiserer Schrei entfährt ihrem Munde.

Der Offizier, der ihr zunächst steht, fängt sie auf. „Ich glaube, die Dame wird uns ohnmächtig."

„Schwester Thekla?" fragt, erstaunt aufblickend, Doktor Mittelstädt.

Die Oberin ist mit einem Glase Wasser zu ihr getreten. „Was fehlt dir, mein Kind?" fragt sie besorgt.

„Es geht schon wieder, Schwester Oberin." Sie richtet sich auf und nimmt einen Schluck Wasser.

„Werden Sie im stande sein, die Waschungen vorzunehmen, Schwester? Sie haben eine leichtere Hand als ich."

„Ich hoffe es, Herr Doktor."

Schwester Thekla tritt an das Lager des Verwundeten. Ein Offizier hält ihr das Waschbecken. Leicht und sicher fährt der weiche Wundschwamm in ihrer Hand über die zerrissenen aufgeschwollenen Gesichts- und Kopfteile, Blut und Schmutz entfernend.

Sie scheint sich völlig gefaßt zu haben, sie scheint wieder ganz die in ihrem Beruf aufgehende Samariterin zu sein, von der Doktor Mittelstädt sagte, daß er für sie wohl kaum je Ersatz finden werde.

Die Aerzte besprechen sich leise.

Der Oberst fragt, was sie von dem Zustande des Rittmeisters halten.

„Das läßt sich erst nach der Waschung sagen," antwortet der Oberstabsarzt.

Die Oberin ist dabei, mit der Schere die zerrissenen

Uniformstücke zu entfernen. Ein Offizier wirft die Frage auf, ob der Rittmeister wohl bei Bewußtsein sei. Die Augen sind zu verquollen, als daß sich aus ihnen hierüber Gewißheit erlangen ließe.

Der Oberst tritt dicht an das Bett und legt seine Hand auf die des Rittmeisters. „Somnitz, erkennen Sie mich?"

Die aufgedunsenen Lippen bewegen sich leicht, ein schwacher Ton dringt zwischen denselben hervor, der aber sofort von nachquellendem Blute erstickt wird.

„Er ist bei vollem Bewußtsein."

„Entsetzlich!" murmelt die Oberin.

Schwester Thekla giebt kein Zeichen der Teilnahme von sich. Ruhig, mit gewohnter Vorsicht, fährt sie fort, die Wunden auszuwaschen.

Leutnant v. Heimberg-Marlingen tritt in das Zimmer und meldet dem Obersten, daß er in schonendster Weise die Frau Rittmeister von dem Unfall, welcher ihren Gatten betroffen hat, benachrichtigt habe. Die Frau Rittmeister sei trotzdem ohnmächtig geworden. Als sie sich wieder erholt, habe sie darauf bestanden, den Rittmeister zu sehen. Alle Versuche, sie von diesem Vorsatze abzubringen, seien vergeblich gewesen. Sie folge ihm auf dem Fuße.

Man hört draußen das rasche Heranrollen eines Wagens, und wenige Augenblicke später fliegt eine kleine, zartgebaute Frauengestalt, das bleiche Gesicht angsterfüllt, die Treppe herauf.

Der Oberst tritt ihr am Ende der Treppe entgegen. „Gnädige Frau, Sie dürfen Ihren Gatten jetzt nicht sehen. Gedulden Sie sich, bis der Verband angelegt ist."

Die kleine Frau starrt ihn einen Augenblick verwirrt, verständnislos an, dann stürmt sie an ihm vorbei,

dem hellerleuchteten Zimmer zu, aus welchem ihr ein starker Jodoformgeruch entgegendringt.

Die aufgeregte Frau schiebt die Zunächststehenden zur Seite. Jetzt steht sie neben dem Bett und sieht das furchtbar entstellte Gesicht ihres Mannes.

Sie prallt entsetzt zurück und drückt die kleinen Hände krampfhaft gegen die Schläfen.

„Rudolf! Rudolf!“ schallt es dann durch das Zimmer, über den Verwundeten hin stürzt das verzweifelte Weib und bedeckt ihm den blutenden geschwollenen Mund mit heißen, leidenschaftlichen Küssen.

Man hat Mühe, die kleine Frau von dem Lager des leise stöhnenden Verwundeten zu entfernen.

Die Frau Oberin führt sie, ihr liebevoll Trost zusprechend, in eine Ecke des Zimmers, wo sie sich schluchzend auf einem Stuhle niederläßt.

Schwester Thekla hat ihr Geschäft beendet. Die Wunden sind ausgewaschen. Seit dem Eintritt der Frau v. Somnitz hat sie keinen Blick von dieser gewandt. Jetzt nähert sie sich leise ihrem Stuhle.

Die Aerzte beginnen die Wunden des Rittmeisters auf das sorgfältigste zu untersuchen.

„Muß er sterben?“ Die kleine Frau richtet bei der Frage ihre mit Thränen gefüllten Augen angstvoll auf Schwester Thekla.

„Die Aerzte haben ihre Untersuchung noch nicht beendet, gnädige Frau,“ antwortet diese, und ihre sonst so weiche Stimme klingt rauh und heiser. — Nach einer kurzen Pause fragt sie selbst: „Seit wann sind Sie verheiratet, Frau v. Somnitz?“ Trotz dem Versuche, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben, zittert sie merklich.

„Seit zehn Jahren,“ schluchzt die Gefragte.

„Seit zehn Jahren?“ stößt fast heftig Schwester Thekla hervor. „Sie sagen: seit zehn Jahren?“

„Ja, erſt ſeit zehn Jahren.“ Und die kleine Frau blickt wieder flehend nach einem Hoffnungsſchimmer

zu Schweſter Thekla empor, als ſie die Frage hinzuſetzt: „Glauben Sie, daß er ſchon ſterben muß, Schweſter?“

Den Körper der Diakoniſſin durchſchauert ein leichtes Beben, ihre Züge nehmen einen harten Ausdruck an,

und sie, die sonst stets Trostbereite, antwortet: „Ja, ich glaube, daß er sterben muß.“

Die kleine Frau sinkt schluchzend in den Stuhl zurück.

Die Oberin hat mit wachsendem Erstaunen Schwester Thekla beobachtet. Sie ist eine feine Menschenkennerin. Ihr ist die tiefe Erschütterung, welche die Seele des starken Mädchens in der letzten Stunde erfahren hat, nicht entgangen.

„Wollen Sie mir jetzt zur Hand gehen, Schwester Thekla?“ fragt Doktor Mittelstädt herüber.

„Ich kann nicht, Herr Doktor,“ stammelt die Gefragte und wankt zum Zimmer hinaus.

„Hat die auch plötzlich Nerven bekommen?“

„Sie fühlt sich nicht wohl, wie mir scheint,“ sagt die Oberin, „ich werde Ihnen eine andere Schwester senden.“

Die Oberin begiebt sich in das Konversationszimmer. Dort findet sie eine Anzahl Schwestern beisammen.

Eine derselben geht auf ihr Geheiß hinunter zur Hilfeleistung bei dem verwundeten Rittmeister.

Draußen an dem Pfosten der Treppe, welche zu ihrem Zimmer hinaufführt, lehnt Schwester Thekla. Die Füße drohen ihr den Dienst zu versagen.

„Also, er war damals schon verheiratet!“ murmeln die bebenden Lippen. Dann preßt sie die Hände vor das Gesicht und schluchzt tief auf.

Die Oberin tritt wenige Minuten später in Theklas Zimmer. Es ist dunkel in dem Raum. Ersticktes Schluchzen dringt von der Ecke her, in welcher Schwester Theklas Bett steht. Dort kniet sie auf der Erde und hat ihren Kopf in die Kissen des Bettes gewühlt. Ihre weiße Haube ist zurückgeschoben, der obere Teil ihres Gewandes aufgerissen, konvulsivische Zuckungen machen

ihren ganzen Körper erbeben. Sie bietet das Bild einer Verzweifelten.

Die Oberin ist an sie herangetreten, mild streicht ihre Hand über das aufgelöste Haar der Schwester. „Schwester Thekla, warum weinst du?"

Die Gefragte antwortet nicht.

Die Oberin setzt sich auf den Rand des Bettes und zieht den Kopf der Schwester in ihren Schoß.

Sie ahnt, daß hier ein edles Herz unter einem großen, bitteren Schmerze zu brechen droht.

Sie beginnt die Knieende zu trösten, zu trösten, wie nur sie versteht, Trost zu spenden. Mit diesen Worten, mit dieser Stimme richtet sie die Mutter wieder auf, welche dem Schmerz zu erliegen droht über den Tod ihres Kindes, mit diesen Worten, mit dieser Stimme weiß sie dem Manne neuen Mut und neue Lebenshoffnung einzuflößen, der niedergedrückt am Sterbelager seines Weibes steht.

Auch bei Schwester Thekla versagt ihre Kunst nicht.

Nach und nach wird das Schluchzen, werden die krampfhaften Zuckungen weniger heftig, die Thränen fließen langsamer.

Und endlich beginnt Schwester Thekla zu erzählen. Alles das, was sie acht Jahre lang verschwiegen mit sich herumgetragen hat, schüttet sie aus am Herzen der mütterlichen Freundin.

Sie erzählt alles, alles, ohne Rückhalt.

Und die Oberin hört die Beichte, ohne sie mit einem Wort zu unterbrechen, nachdenklich an.

Jetzt hat Schwester Thekla geendet. Sie springt auf, entzündet eine Kerze, langt vom Bücherbrett ein Kästchen herunter und schließt es auf.

Unter verwelkten Blumen und einigen Bildern ergreift sie zwei Briefe und hält sie der Oberin entgegen.

Beide tragen den Poststempel einer kleinen Stadt an der russischen Grenze. Der eine hat einen Trauerrand und ist eine gedruckte Todesanzeige, in welcher in den gebräuchlichen Redewendungen das plötzliche Hinscheiden des Leutnants Rudolf v. Somnitz von Regiments wegen bekannt gegeben wird. Der andere Brief lautet folgendermaßen:

„Hochgeehrtes Fräulein!

Von meinem armen Freunde Rudolf v. Somnitz in die Beziehungen, in die er während seines kurzen Aufenthaltes in Ihrer Vaterstadt zu Ihnen getreten ist, eingeweiht, wird mir heute die traurige Pflicht, Ihnen den plötzlichen Tod desselben zu melden. Vor einigen Tagen hatte er das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen. Vorgestern verstarb er trotz sorgfältigster Pflege in dem hiesigen Garnisonspital, wohin er überführt worden war. Heute morgen wurde er mit militärischen Ehren beigesetzt. Die einliegenden Blumen sind von seinem Grabe. Genehmigen Sie den Ausdruck meines aufrichtigsten Beileids.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster v. Berwitz, Adjutant."

Der Oberin Blick ruht voll tiefen Mitleids auf der Schwester. „So also hat er dich betrogen! Arme Thekla!"

Schwester Thekla hat ihr Haupt wieder in den Schoß der Oberin gebettet und schluchzt noch einmal wild auf.

Die Oberin läßt sie gewähren, sie weiß, die Thränen werden ihr Linderung bringen. Und nach und nach legt sich auch dieser neu entfesselte Sturm in der Seele des Mädchens. Sie gewinnt ihre Fassung wieder. Schwester Thekla ist ja so stark in der Ueberwindung ihrer selbst. Sie hat sich darin üben gelernt in ihrem schweren Berufe.

Und nun berichtet sie der Oberin von der Verzweiflung, in welche sie der Inhalt der Briefe gestürzt hatte.

Sie hat darunter gelitten, zum Sterben schwer. Sie hat die ganze Staffel jener Qualen durchkostet, die ein alleinstehendes Menschenkind empfindet, das unter einem großen, erdrückenden Schmerze leidet, und dem niemand zur Seite steht mit linderndem Trost und wohlthuendem Mitgefühl, das niemand hat, dem es sein zum Brechen volles Herz ausschütten kann.

Aber sie hat sich durchgekämpft.

„Und jedesmal," sagt sie mit zuckenden Lippen, „wenn ich einen recht schwer Kranken oder einen dem Tode nahen Verwundeten zu pflegen hatte, dann stellte ich mir vor, er sei es, dem es gälte, seine Qualen zu lindern, den ich am Leben erhalten müsse um jeden Preis. Und dann setzte ich alle meine Kräfte ein, und so ist es mir oft gelungen, selbst da noch zu retten, wo Doktor Mittelstädt schon alles verloren gab."

Die Oberin zieht sie zu sich in die Höhe und drückt ihr einen Kuß auf den Mund. „Gott wird dir lohnen, was du gethan hast. Er, der schützend seine Hand über dich hält, hat ihn zerschmettert. Seine frivole Lüge ist zur furchtbaren Wahrheit geworden. Mit dem Pferde gestürzt, liegt er dem Tode nahe. Er ist gestraft. Du aber wirst morgen dies Haus verlassen, begleitet von den Segenswünschen vieler dankbaren Menschen. Du wirst eine geachtete Stellung an der Seite eines edlen Mannes einnehmen. Du wirst einen Beruf haben, den du auszufüllen verstehst wie keine andere. Du wirst die Mutter eines kleinen, liebreizenden Geschöpfes werden, das mit großer Innigkeit dir zugethan ist. Und so wirst du bald alle trüben Erfahrungen vergessen und glücklich sein, wie du es verdienst."

Schwester Thekla schüttelt ernst den Kopf. „Nein, Schwester Oberin, ich kann nicht die Frau des Generals werden, da der andere lebt.“

Die Oberin ist einen Augenblick betroffen von dieser Konsequenz, dann sagt sie, sich erhebend und Theklas Hände ergreifend: „Bete für ihn, daß ihm der Herr gnädig sei. Gedenke des Wortes in unserem täglichen Gebet: Vergieb uns unsere Schuld, auf daß wir vergeben unseren Schuldigern. Er wird die Nacht nicht überleben.“

Und dann küßt sie die Schwester noch einmal auf die Stirn und empfiehlt ihr, sich zur Ruhe zu legen.

Darauf verläßt sie das Gemach. Sie geht noch einmal zu dem Zimmer des Rittmeisters hinunter.

Die Aerzte haben dem Verwundeten die nötigen Verbände angelegt, sie haben es mit größter Sorgfalt gethan, obwohl sie sich bewußt sind, daß hier menschliche Kunst nicht mehr zu helfen vermag.

Frau v. Somnitz sitzt am Bette und hält, leise weinend, die linke Hand des Gatten in der ihren.

„Wie steht es, Doktor?“

Doktor Mittelstädt zuckt die Schultern. „Der Oberst hatte recht, es liegt ein Schädelbruch vor. Es hat zwar keine Blutung nach dem Gehirn stattgefunden, aber — ich habe es der gnädigen Frau nicht verhehlen können — es ist wenig Hoffnung vorhanden.“

Der Oberstabsarzt setzt hinzu: „Leider ist auch der Unterkiefer gebrochen. Die Ernährung wird dadurch stark behindert.“

„Der Armbruch hat weniger auf sich,“ ergänzt der Anstaltsarzt.

„Aber der Blutverlust war ein bedeutender. Das Fieber setzt schon stark ein, das Bewußtsein ist jetzt schon völlig geschwunden.“

„Haben Sie nach Eis gesandt?“ fragt die Oberin.

„Jawohl. Schwester Sophie kann jeden Augenblick zurückkommen.“

„Wird sie zur Wache genügen?“

Die kleine Frau springt auf. „Ich werde bei meinem Mann wachen.“

Doktor Mittelstädt streift sie mit einem mitleidigen Blick. „Hier, gnädige Frau, nutzt nicht allein guter Wille, hier muß ihm langjährige Erfahrung zur Seite stehen, die in den kritischen Momenten mit Ruhe und Besonnenheit stets das Richtige zu treffen weiß. Ich wüßte wohl jemand, der hier vielleicht noch zu helfen im stande wäre.“

Da tritt die Oberin rasch vor und sagt in bestimmtem Tone: „Schwester Thekla verläßt morgen das Schwesternhaus, sie kann und darf nicht mehr zum Dienst herangezogen werden.“

„Dann habe ich nichts mehr zu sagen,“ wirft verstimmt Doktor Mittelstädt hin und zieht seinen Rock an, den er während der Arbeit abgelegt hatte.

Aber das um das Leben ihres Mannes bangende Weib hat die Worte des Arztes erfaßt. Sie hat gehört, daß es jemand giebt, der vielleicht noch retten kann, der vielleicht noch im stande ist, dem nahenden schrecklichen Tode ein Halt entgegenzurufen.

Sie ist gewillt, diesen Jemand für das Rettungswerk zu gewinnen, mag es kosten, was es wolle.

Frau v. Somnitz erfaßt heftig den Doktor am Rockärmel. „Sagen Sie, wo ist sie, die meinem armen Rudolf helfen kann?“ stößt sie mit fliegendem Atem hervor.

Der Doktor empfindet ein herzliches Mitleid mit der geängstigten kleinen Frau. „Bitten Sie die Oberin, gnädige Frau, oder noch besser, wenden Sie sich an die

Schwester Thekla selbst; sie ist die verkörperte Barmherzigkeit und wird es Ihnen nicht abschlagen, soweit ich sie kenne."

Frau v. Somnitz atmet erleichtert auf. Noch also ist nicht alle Hoffnung verloren. Sie wendet sich zur Oberin und legt einen so flehenden, bittenden Ton in die Stimme, als sie sagt: „Wollen Sie mich zu ihr geleiten, Frau Oberin?" daß es dieser tief in das Herz schneidet.

Und doch zögert sie. Sie gedenkt des Mädchens, das sie soeben verlassen hat. Welche neue Qualen stehen ihr bevor, wenn die Gattin des Rittmeisters mit dieser Bitte kommt! Wird sie dann noch schweigen können? Wird Schwester Thekla dann nicht im Uebermaße ihrer Erbitterung der Bittenden die ganze Schändlichkeit ihres Mannes entgegenschleudern? Wird sie nicht sagen: Weine ihm nicht nach, er betrog dich und mich!? Und wie wußte er zu betrügen! Hier, lies diese Briefe, daraus wirst du sehen, was für ein abgefeimter Schurke er ist. Ihn hat Gott gerichtet, und ich werde dem Allmächtigen nicht bei der Vollziehung seines Urteils in den Arm fallen! So wird sie sprechen, und die unglückliche Frau wird nur noch unglücklicher werden.

Aber als Doktor Mittelstädt sieht, daß die Oberin zögert, tritt er heran: „Folgen Sie mir, gnädige Frau," und er verläßt mit ihr das Zimmer.

Die Oberin hat nicht gewagt, Einsprache zu erheben. Sie, die sonst mit peinlichster Genauigkeit darauf sieht, daß im Schwesternhause nur ihr Wille respektiert wird, läßt den Arzt gewähren. Es ist eine Schwäche, der sie sich schuldig gemacht hat. Sie fühlt es. Sie hätte Schwester Thekla schützen sollen. Aber sie fand der Entschlossenheit des Doktors, der Verzweiflung der Baronin gegenüber nicht den Mut dazu.

Nun ist die Oberin ganz allein mit dem Verwundeten im Zimmer. Sie geht an die Thür und horcht.

Sie stellt es sich vor, was oben gesprochen wird. Jetzt sind sie eingetreten. Jetzt trägt die Baronin ihre Bitte vor, mit flehender Stimme und thränenden Augen. Der Doktor unterstützt sie in seiner ruhigen, bestimmten Manier. Schwester Thekla aber richtet sich hoch auf. Was verlangen die beiden? Sie soll an dem Krankenbette desjenigen wachen, der ihr das bitterste Leid zugefügt hat? Sie soll alle ihre Kräfte einsetzen, um ihn zu retten, der frivol ihr Glück vernichtete? Nein, das ist mehr, als man von einem Menschen verlangen kann. Sie kann ihm verzeihen, sie kann für ihn beten, aber das, was die kleine Frau verlangt, das kann sie nicht. Sie wollen wissen, warum sie sich weigert? Hier, hier! Seht diese Briefe! Hört die Geschichte, wie er mich betrogen hat, und ihr werdet mich verstehen. Jetzt wird die Baronin die Briefe durchfliegen, sie wird alles begreifen, sie wird fühlen, daß sie mitbetrogen ist, sie wird einen gellenden Schrei ausstoßen — doch nein, es bleibt alles ruhig oben im Hause. Jetzt öffnet sich eine Thür. Jetzt hört man Schritte auf der Treppe. Sind es zwei, oder sind es drei Personen, die herabsteigen? Die Oberin hört eine Stimme, sie erkennt sie und versteht genau jedes einzelne Wort.

„Ich werde alles daran setzen, den Herrn Rittmeister Ihnen und Ihren armen Kindern zu erhalten."

So lauten die Worte, und die Stimme ist die der Schwester Thekla.

Die Oberin sinkt auf den nächsten Stuhl und faltet die Hände. Die Lippen lispeln leise ein kurzes, inbrünstiges Gebet.

Die drei treten ein.

Der Doktor mit einem Lächeln der Befriedigung, die Baronin ſtrahlend in wiedererwachender Hoffnung, Schweſter Thekla totenbleich, aber gefaßt.

Die Oberin ſpringt auf und fällt ihr um den Hals. Thränen ſtehen in ihren Augen.

„Du biſt ein Engel. Gott möge dich ſegnen," ſagt ſie und verläßt das Zimmer. Sie vermag ihrer Rührung nicht Herr zu werden.

Schweſter Thekla tritt ihren Dienſt am Bette des

Rittmeisters an. Doktor Mittelstädt unterrichtet sie genau über den Zustand des Verwundeten. Er sagt ihr, daß das geringste Versehen, die kleinste Vernachlässigung den Tod des Rittmeisters zur Folge haben kann. Sie hat seine Instruktionen entgegengenommen mit der Ruhe, welche er an ihr gewöhnt ist.

Als sich der Doktor nunmehr entfernt, thut er dies mit der sichtlichen Beruhigung, den Verwundeten in den besten Händen zurückzulassen.

Frau v. Somnitz sucht der Pflegerin ihres Mannes den schweren Dienst nach Kräften zu erleichtern, und da sie bald bemerkt, daß sie selbst zu den kleinsten Handreichungen sehr wenig Geschick besitzt, so beschränkt sie sich darauf, der Schwester die langsam dahinschleichenden Nachtstunden durch Plaudereien zu kürzen.

Sie weiß sehr anschaulich zu erzählen. Sie schildert ihre vier Kinder. Der älteste der drei Buben ist schon im Kadettenhause zu Lichterfelde, Irmgard, Kurt und der kleine Hans befinden sich bei den Eltern, Irmgard gleicht dem Vater. Sie hat hellblondes Haar und dieselben blauen Augen, sie verspricht sehr schön zu werden und ist trotz ihrer vier Jahre schon außerordentlich verständig.

Sie ist des Vaters Liebling.

Nun erzählt sie von ihm selbst, dem armen Verwundeten. Sie weiß eine ganze Anzahl von Beispielen aufzuzählen, welche alle beweisen, daß er der liebevollste, aufmerksamste Gatte und Vater ist.

Dann kommt sie auf das Kapitel der Sorgen zu sprechen.

Sie haben auch schon schwere Tage gehabt. In den ersten Jahren ihrer Ehe hat es ihnen viel Kummer verursacht, daß sie weit hinten an der russischen Grenze in einer kleinen, langweiligen Garnison liegen mußten.

Rudolf hätte sich dort beinahe den Tod geholt. Von einer Felddienstübung kam er sterbenskrank zurück. Ueber zwei Monate lag er dann an Typhus danieder, und als er endlich genesen war, schickten ihn die Aerzte nach einem kleinen Badeorte Thüringens zur Erholung. Sie hatte ihn nicht begleiten können, da sie ihrer schweren Stunde entgegensah.

Das waren schlimme Wochen für die kleine Frau gewesen. Den einzigen Trost hatten ihr seine Briefe gewährt, die täglich einliefen. Er weiß so herzlich zu schreiben. Er schilderte die Langeweile, welche ihn fast zu Tode quäle, die heiße Sehnsucht nach seiner kleinen lieben Frau, die Hoffnung auf einen baldigen Stammeserben.

Und diese Hoffnung war in Erfüllung gegangen. Acht Tage, bevor er zurückkam, war ihr ältester Sohn geboren worden.

Bald darauf sind sie versetzt worden. Zuerst nach Berlin, dann nach hier. Ihr Glück hat nichts mehr getrübt, bis sie heute der schreckliche Unfall treffen mußte.

So erzählt Frau v. Somnitz.

Schwester Thekla hört ihr ruhig zu. Sie unterbricht die Erzählerin mit keiner Frage. Nur von Zeit zu Zeit preßt sie die Hände auf das Herz, als ob sie da einen großen Schmerz empfände.

Endlich, gegen drei Uhr, stellt die Frau Rittmeister ihre Unterhaltung ein. Sie ist, auf ihrem Stuhle sitzend, eingeschlafen. Sie ist nicht gewöhnt, an Krankenbetten zu wachen.

Schwester Thekla atmet erleichtert auf.

Die Nacht verläuft für den Verwundeten nicht ungünstig, es ist Schwester Thekla gelungen, die Blutungen zu stillen und durch fortgesetzte kalte Umschläge die Geschwulst etwas zu verringern.

Die Verbände haben sich dank ihrer Sorgfalt nicht verschoben, und gegen Morgen ist das Fieber etwas zurückgegangen.

Doktor Mittelstädt äußert bei seinem Besuche, daß der Zustand des Verwundeten zu Hoffnungen berechtige, wenn die Pflege in den Händen der Schwester Thekla verbleibe.

Und Schwester Thekla erklärt sich dazu bereit und empfängt dafür einen dankerfüllten Blick der kleinen Frau Baronin.

Auch der General v. Ruxleben heißt diesen Entschluß seiner Braut gut.

Er hat, als er morgens vorfährt, um Schwester Thekla abzuholen und nach dem Bahnhofe zu geleiten, noch keine Ahnung von dem Vorgefallenen.

Die Oberin hat ihn an der Treppe erwartet und ihm kurz von dem Unfall des Rittmeisters v. Somnitz erzählt, sowie hinzugefügt, daß Schwester Thekla auf des Doktors Wunsch die Pflege übernommen habe. Sie schließt mit der Bitte an den General, er möge Schwester Thekla bewegen, das Pflegeamt bei dem Rittmeister niederzulegen, da ihr geschwächter Körper den ganz außerordentlichen Anstrengungen eines solchen Dienstes nicht mehr gewachsen sei.

Der General ist über das Unglück, welches den Rittmeister getroffen hat, tief erschüttert. Zu der Bitte der Oberin schüttelt er den Kopf.

„Wenn's jeder andere wäre, würde ich meine Einwilligung zu der Pflegerei nie geben, aber bei dem Somnitz ist das etwas anderes. Er ist ein braver Kerl, ein schneidiger Offizier, da kann man schon einmal etwas Außergewöhnliches thun, um dem aufzuhelfen. — Nein, Frau Oberin, ich selbst bringe ein großes Opfer,

indem ich alle getroffenen Dispositionen über den Haufen werfe und Ihnen Thekla noch hier lasse, aber ich bringe es gern im Gefühle erfüllter Menschenpflicht."

Und damit geht er in das Zimmer des Verwundeten, drückt der Frau Rittmeister sein Beileid aus und sagt, der bleichen Thekla die Wange klopfend: „Recht so, mein Kind, hilf dem armen Schlucker, er ist ein so lieber, flotter Mensch."

Und Schwester Thekla hilft dem „lieben, flotten Menschen".

Schon nach einigen Tagen reibt sich Doktor Mittelstädt vergnügt die Hände und äußert zur Oberin, daß er die beste Hoffnung habe, den Rittmeister durchzubringen.

Diese antwortet nur durch eine müde Bewegung des Kopfes. Ihre Gedanken beschäftigen sich viel mit Thekla. Sie sieht, wie das Mädchen unter der Gegenwart der Frau v. Somnitz leidet, wie Thekla sich aufreibt in der Pflege am Bette des ehemaligen Geliebten. Ihr ist es nicht entgangen, daß die Schwester in den letzten Tagen sehr gealtert ist. Ihre Augen liegen tief in den Höhlen, ihre Wangen sind eingefallen, und um den Mund haben sich kleine Fältchen gelegt. Ihr Gang ist nicht mehr wie früher leicht und elastisch, sondern langsam und fast schleppend.

Dabei klagt sie nie. Sie thut schweigend ihre Pflicht wie immer.

Die Oberin macht den Arzt darauf aufmerksam. Doktor Mittelstädt verordnet Stärkungsmittel, doch ohne Erfolg, wie die Oberin bald sieht.

Eines Morgens meldet Mittelstädt der Oberin vergnügt, daß dem Rittmeister, welcher bisher in beständigem Fieberdelirium gelegen hatte, das Bewußtsein anfange zurückzukehren. „Die Kur macht uns Ehre," schließt er seinen Bericht.

„Dann wird der Rittmeister noch heute nach dem Militärlazarett oder, wenn es Frau v. Somnitz wünscht, nach seiner Wohnung transportiert werden. Ich habe über das Zimmer anderweitig verfügt," sagt die Oberin.

Der Doktor sieht sie erstaunt an. „Sie wollen ihn hier nicht ausheilen lassen?"

„Nein," antwortet die Oberin in so bestimmtem Tone, daß Doktor Mittelstädt wohl merkt, hier sei jede Einsprache vergebens.

Und wirklich wird noch an demselben Tage der Rittmeister nach dem Militärlazarett überführt.

Als die Oberin Schwester Theklas Zimmer betritt, um dieser mitzuteilen, daß sie nun frei sei, findet die Oberin das Mädchen ohnmächtig am Boden liegen.

Sie ruft nach Hilfe. Schwester Thekla wird in das Bett gebracht. Und sie verläßt es monatelang nicht wieder.

Ein schweres Nervenfieber hat sie befallen.

Der Winter vergeht, und der Frühling vergeht, da endlich erholt sich Schwester Thekla langsam, sehr langsam von der schweren Krankheit.

Sie ist schon einigemal im Garten gewesen, auch heute befindet sie sich außerhalb des Bettes.

Sie hat mit der Oberin, ihrer treuen Pflegerin während der Krankheit, eine lange Unterredung. Nach derselben schreibt sie einen Brief an den General.

Dieser hat noch nicht nötig gehabt, die Hosen mit den breiten roten Streifen in den Schrank zu hängen; er versieht noch seinen Dienst und hat gerade jetzt viel zu thun.

Seine Division soll zum Kaisermanöver herangezogen werden.

Er hat nur selten Zeit gehabt, während Theklas Krankheit im Schwesternhause vorzusprechen, aber sein Bursche hat sich täglich draußen nach dem Befinden der Schwester erkundigen müssen.

Als der General Theklas Brief erhält, ist er gerade im Begriffe, sich zu einem Ausritt fertig zu machen. Er will ein Regiment besichtigen.

Er liest den Brief mit großer Aufmerksamkeit.

Dann murmelt er etwas in den Bart, das wie „Weiberlaunen" klingt. Mit einer gewissen Selbstzufriedenheit setzt er hinzu: „Nun, ich habe mehr gethan, als man gewöhnlich unter Dankbarkeit versteht."

Die kleine Hilde wird einige Tage später in eine auswärtige Pension geschickt. —

Hatte sich die Dankbarkeit des Generals, welcher seine Pflegerin zu heiraten gewillt war, schon in hellem Licht gezeigt, so zeigte sich die des wiedergenesenen Rittmeisters in nicht schlechterem Glanze. Er schenkte dem Diakonissenhause fünftausend Mark.

Sämtliche Zeitungen der Stadt erwähnten dieser Gabe mit Worten der höchsten Anerkennung für den edelmütigen Spender.

Schwester Thekla versieht wieder ihren Dienst im Schwesternhause.

Eines Tages werden sämtliche Schwestern zu ungewöhnlicher Stunde von der Oberin in das Konversationszimmer gerufen.

Der Geistliche der Anstalt hält hier eine längere Ansprache an die Schwestern. In Hamburg ist die Cholera ausgebrochen. In bewegten Worten schildert der Geistliche das dort herrschende Elend und hebt besonders den Mangel an geschulten Pflegerinnen hervor.

Zum Schluſſe fordert er Freiwillige auf für den Dienſt in den Hamburger Cholerabaracken.

Die Schweſtern zögern. Sie wiſſen, es wartet ihrer in Hamburg wahrſcheinlicherweiſe ein ſchmerzhafter, häß-

licher Tod an der entſetzlichen Krankheit. Nur eine tritt vor — Schweſter Thekla. Sie bittet um Urlaub nach Hamburg. Der Urlaub wird ihr gewährt. In den Cholerabaracken waltet Schweſter Thekla wie ein vom Himmel geſandter Engel. Unter ihrer ruhigen, beſonnenen Pflege werden viele dem Leben wiedergegeben, nach denen der Tod ſchon ſeine Knochenhand ausgeſtreckt hatte.

Das bleiche, stille Mädchen mit der nie rastenden Sorge für ihre hilflosen Nebenmenschen scheint vor der gräßlichen Seuche gefeit zu sein.

Schwester Thekla bleibt von der Cholera verschont.

Aber ihr kaum genesener Körper hält den Strapazen, welchen er unterworfen wird, nicht lange stand. Nach drei schweren Wochen, in welchen sie sich nur mit großen Unterbrechungen und dann nur auf einige Stunden Schlaf gegönnt hat, fühlt sie sich eines Tages so matt, daß sie beim besten Willen den anstrengenden Dienst in den Baracken nicht mehr versehen kann.

Sie wird in das Krankenhaus zu St. Georg gebracht.

Sie hofft, bald wieder dienstfähig zu sein. Doch sie irrt. Ihr völlig abgemagerter Körper erholt sich nicht wieder. Von Tag zu Tag wird sie schwächer, und am achten Oktober haucht sie ihre Seele aus.

„Sie ist an Entkräftung gestorben," konstatieren die Aerzte. Und da sie sich in den Cholerabaracken ganz außerordentliche Verdienste erworben hat, wird sie auf Kosten der freien Reichs- und Hansastadt Hamburg auf dem Zentralfriedhofe beerdigt.

Ihrem Sarge folgt niemand, er wird von keiner Blume geschmückt.

Kürzlich kam ich nach Hamburg. Die Frau Oberin hatte mir einen Kranz mitgegeben für das Grab der Schwester Thekla. Den Kranz hatte sie selbst geflochten aus Blumen, die in dem Garten hinter dem Schwesternhause gewachsen waren. Mit Hilfe des Registers des Friedhofverwalters fand ich den eingefallenen, kahlen Grabhügel nach längerem Suchen.

Die Mittagssonne flimmerte heiß auf die Gräber.

Mir kam es vor, als schimmere ein Heiligenschein über dem der Schwester Thekla.

Aus Ostafrika.

Ein Ausflug in die Tropen. Von H. Wolffram.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Als unlängst die irrige Nachricht durch die Zeitungen ging, daß England geneigt sei, sein Protektorat über Sansibar aufzugeben, wurde damit eine lebhafte Erinnerung wachgerufen an die scharfen Meinungsverschiedenheiten und heftigen Auseinandersetzungen, die im Jahre 1890 aus Anlaß des deutsch-englischen Abkommens über Ostafrika diesseits und jenseits des Kanals die Gemüter erhitzten.

Damals fehlte es in Deutschland nicht an Stimmen, die jene Vereinbarung für eine Benachteiligung der deutschen Interessen erklärten und die in der Erwerbung von Helgoland keine gleichwertige Entschädigung für den abgetretenen Kolonialbesitz wie für die Aufgabe des in Sansibar erworbenen Einflusses anerkennen wollten. Inzwischen aber hat sich die öffentliche Meinung in Deutschland mehr und mehr zu der damaligen Auffassung der Regierung bekehrt. Wir wissen heute, daß — ganz abgesehen von Helgoland — der ungestörte Besitz des ostafrikanischen Küstenstreifens, der uns durch jenen Vertrag gesichert wurde, für uns ungleich wichtiger und

vorteilhafter ist, als es ein Protektorat über Sansibar jemals hätte werden können, und daß die damals vereinbarte Abgrenzung der Interessensphären den beiderseitigen Verhältnissen und Bedürfnissen am besten entsprach.

Hat die Insel Sansibar seit dem Jahre 1890 für uns nun auch nicht mehr das unmittelbare Interesse, das ihr vor jener Zeit von den Freunden der deutschen Kolonialpolitik entgegengebracht wurde, so geben uns doch schon die mannigfachen nachbarlichen Beziehungen zwischen dem Sultanat und der deutsch-ostafrikanischen Küste Veranlassung, die weitere Entwickelung der dortigen Verhältnisse mit Aufmerksamkeit und Teilnahme zu verfolgen, zumal es ja in der Zwischenzeit nicht an mancherlei aufregenden Vorkommnissen gefehlt hat, die für uns nicht ganz bedeutungslos waren.

Die Sultane von Sansibar haben während der letzten zwölf Jahre ziemlich häufig gewechselt. Auf Said Bargasch folgte Said Khalifa und auf diesen sein Bruder Said Ali. 1893 bestieg Hamed bin Thwain den Thron, den er indessen ebenfalls nur drei Jahre lang inne haben sollte. Als er am 25. August 1896 plötzlich starb, besetzte Said bin Khalid mit seinem Anhange den Palast in der Hoffnung, sich damit die Herrscherwürde zu sichern. Aber er war den Engländern nicht genehm, und er hatte in sehr naiver Weise seine Machtmittel überschätzt, als er ihren Kriegsschiffen Trotz bieten zu dürfen glaubte. Die britischen „Protektoren" des Sultanats zögerten nicht, ein regelrechtes Bombardement zu eröffnen, und innerhalb eines Zeitraumes, der nur nach Minuten zu bemessen war, lag nicht nur der größte Teil des Palastes in Trümmern, sondern es war auch von dem einzigen „Kriegsschiffe" des Sultans nichts anderes mehr sichtbar als ein paar

armſelige Maſtſpitzen, die über den Waſſerſpiegel emporragten. An derſelben Stelle, nur wenige hundert Meter

Hamud bin Muhamed bin Said, Sultan von Sansibar.

von den Fenſtern des neuen Sultanspalaſtes entfernt, kann man ſie noch heute erblicken, und ſie mögen dem gegenwärtigen Herrſcher wie ſeinen Nachfolgern wohl als eine zwar ſtumme, doch darum nicht weniger ein-

dringliche Mahnung dienen, sich die Gunst seines mächtigen „Beschützers“ nicht zu verscherzen.

Der unglückliche Said bin Khalid, dessen Sultanstraum von so kurzer Dauer gewesen war, flüchtete aus

Der Sultan von Sansibar in seinem Staatswagen.

seinem zusammengeschossenen Schlosse in das deutsche Konsulatsgebäude, wo man mit anerkennenswerter Festigkeit seine von den Engländern verlangte Auslieferung verweigerte. Ein deutsches Kriegsschiff brachte ihn trotz der entrüsteten britischen Proteste nach Dar-es-Salaam, wo er dann keines weiteren Schutzes mehr bedurfte.

Unter dem ſtatt ſeiner eingeſetzten, noch jetzt regierenden Sultan Hamud bin Muhamed bin Said iſt eine Wiederholung derartiger Ereigniſſe kaum zu beſorgen, denn er iſt ganz und gar ein willenloſes Werkzeug in den Händen der Engländer. Und wie er von grenzenloſer Verehrung für ſeine hohe Gönnerin, die Königin Viktoria, erfüllt war, ſo wird er ſicherlich

Main-Road in Sansibar.

auch ihrem Nachfolger niemals die Vaſallentreue brechen. Die Verſuchung dazu iſt überdies nicht ſehr ſtark, denn die auswärtigen Beziehungen des „Herrſchers“ werden lediglich durch den britiſchen Generalkonſul geleitet, und die Stellen der höchſten Regierungsbeamten werden ohne Mitwirkung des Sultans nur noch mit Engländern beſetzt. Er hat eine Leibgarde von 150 Mann, während die übrigen Truppen von engliſchen Offizieren befehligt werden. Der fürſtliche Pomp, den der Schattenſultan gelegentlich bei Audienzen in ſeinem ziemlich geſchmacklos eingerichteten Palaſt oder bei feierlichen Aus-

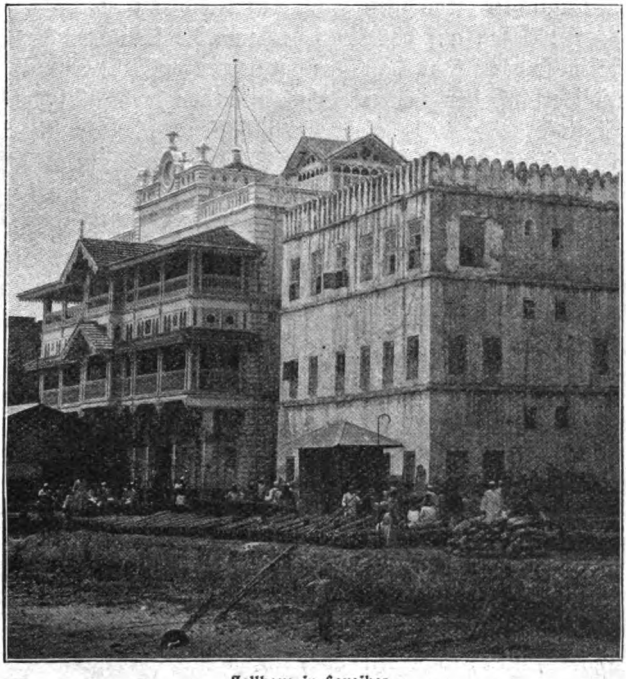
fahrten in ſeiner von der Leibgarde eskortierten Staatskaroſſe entfaltet, iſt deshalb nichts weiter als ein

Eine Strasse in Sansibar.

bißchen Theaterſpielerei, die ihm ſeine freundlichen Beſchützer von Herzen gönnen dürfen.

Vor Zeiten freilich war es um die Herrlichkeit der

Sultane von Sanſibar ganz anders beſtellt. Sie waren grauſame Deſpoten von unumſchränkter Machtvollkommenheit und unermeßlichem Reichtum, den ſie in erſter Linie dem Sklavenhandel zu danken hatten.



Zollhaus in Sansibar.

Mit dieſem letzteren iſt es jetzt endgültig vorbei, die engliſchen Kanonenboote betreiben die Jagd auf die Sklavenhändler wie eine Art von Sport, den man im Intereſſe der Humanität nur aufrichtig gutheißen kann. Aber ſie finden nur noch ſelten Gelegenheit, einem dieſer ehrenwerten Menſchenverkäufer das ſaubere Hand-

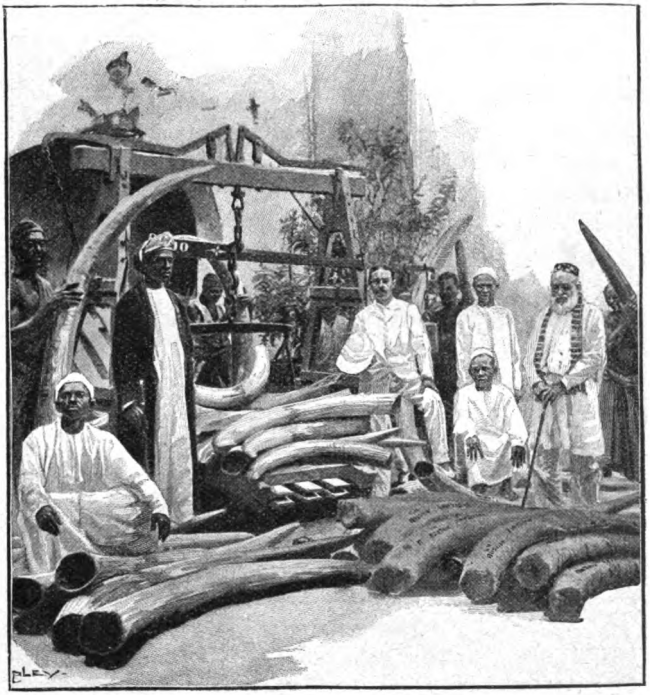
werk zu legen. Von dreihundert verdächtigen Fahrzeugen, die im Laufe eines Monats in den Gewässern um Sansibar angehalten und untersucht wurden, erwies sich nur eines als eine wirkliche Sklavendau, und auch sie hatte nicht mehr als vier Exemplare des ehedem so einträglichen lebendigen Handelsartikels an Bord.

In Bezug auf das Aussehen und die sanitären Verhältnisse der Stadt Sansibar hat der europäische Einfluß im Verlauf der letzten Jahrzehnte den wohlthätigsten Einfluß geübt. Es giebt Enthusiasten, die Sansibar allen Ernstes für ein irdisches Paradies erklären.

Und daß es ein sehr interessantes Erdenfleckchen ist, wird in der That kein Besucher in Abrede stellen wollen. Der erste Eindruck, den der Fremdling empfängt, ist der eines schier überwältigenden Reichtums an Licht und Farbe, den Grundton bildet überall ein blendendes Weiß, das bei dem ewigen Sonnenschein dem Auge bald wehe thun würde, wenn nicht die Enge der meisten Straßen zugleich hinlänglich für angenehm schattige und verhältnismäßig kühle Winkel sorgte. Daneben giebt es allerdings auch breite, schön gehaltene Promenaden, wie Main-Road und andere, die mit ihren prächtigen, dunkelgrün belaubten Mangobäumen und ihren wundervollen Palmen das Auge entzücken. Die Architektur ist so bunt und mannigfaltig als möglich. Es giebt eine ganze Anzahl verfallender Sultanspaläste und Tempel, daneben aber auch eine Menge neuer Gebäude allermodernsten Stils, unter denen die Residenz des jetzigen Sultans besonders erwähnt sein mag, und andere, die, wie das Zollhaus, einen etwas kriegerisch trutzigen Charakter aufweisen.

Das Interessanteste aber ist jedenfalls die Mannigfaltigkeit und Buntheit des Lebens, das unablässig durch die engen Gassen der inneren Stadt wie über die breiten

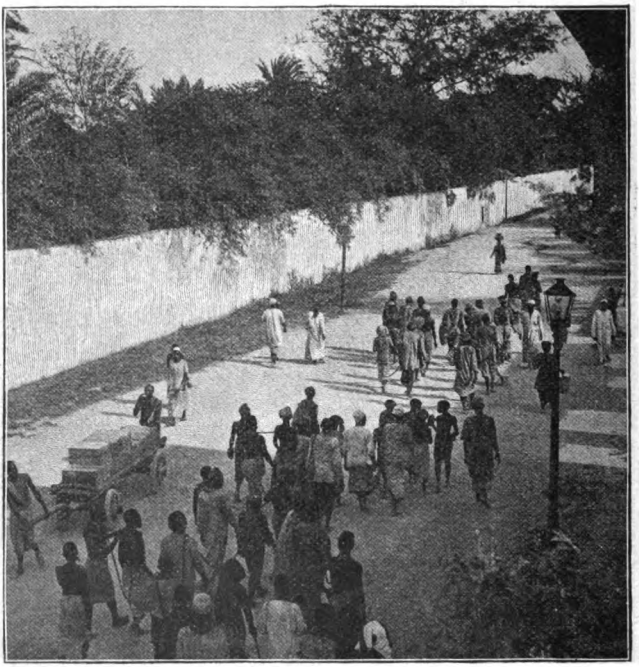
Promenaden flutet. Die ganze Einwohnerſchaft ſcheint in beſtändiger und ziemlich geräuſchvoller Bewegung. Reich gekleidete indiſche Kaufleute preiſen vor den offenen Bazaren den Vorübergehenden ihre Waren an,



Elfenbeinhändler in Sansibar.

während ihre phantaſtiſch geſchmückten, oft mit allerlei wertvollem Schmuck behängten Kinder ſich in jugendlichem Uebermut zwiſchen die Menge drängen. Soldatentrupps marſchieren mit Pfeifen und Trommeln durch die Straßen; im abenteuerlichſten Gemiſch bieten ſich

die Trachten aller Nationen dem Auge dar, und die weiblichen Negerſchönheiten mit den ebenholzſchwarzen Schultern und Armen ſorgen durch ihre in den ſchreiendſten Farben gehaltenen Gewänder hinlänglich für eine märchenhafte Buntheit des Geſamtbildes.

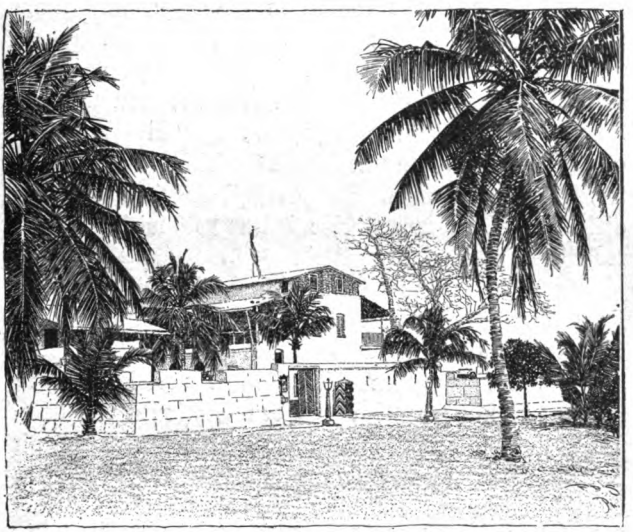


Ein Zug von Kettenſträflingen.

Sehr treffend ſagt ein amerikaniſcher Schriftſteller: „Sanſibar iſt eine Stadt aus der komiſchen Oper, und man hat Mühe, das, was man ſieht, für ernſthafte Wirklichkeit zu nehmen, da iſt keine Straße und kein Haus, die nicht an eine Theaterdekoration erinnerten.

Man kann niemals den Eindruck los werden, nur Kuliſſen von bemalter Leinwand vor ſich zu haben, und das ganze Leben und Sterben mutet den europäiſchen Beobachter an wie eine gut arrangierte Volksſcene aus irgend einem phantaſtiſchen orientaliſchen Theaterſtück."

Sanſibar iſt noch immer der Hauptſtapelplatz für



Deutſches Gouvernementsgebäude in Tanga.

den afrikaniſchen Elfenbeinhandel, und ungeheure Vorräte dieſer koſtbaren Ware ſind in den Lagerräumen der arabiſchen Kaufleute aufgeſtapelt. Es gewährt einen ganz eigenartigen Anblick, wenn man, wie auf unſerem Bilde, Elfenbein im Werte von vielleicht hunderttauſend Mark in oder vor einem ſolchen Magazin ſo ſorglos und nachläſſig übereinander geworfen ſieht, als handle es ſich um wertloſe Holzſcheite.

Zugleich mit der Macht der Sultane von Sansibar ist auch die einstige Willkür und Grausamkeit ihrer Rechtspflege verschwunden. Jetzt wird jeder Uebelthäter nur noch nach Verdienst gestraft, und es giebt keine anderen Mißgriffe der Justiz, als sie auch in bedeutend zivilisierteren Ländern zuweilen vorkommen. Nur die Art des Strafvollzuges unterscheidet sich hie und da wesentlich von den europäischen Bräuchen, und wenn wir bei der zufälligen Begegnung mit einem Zuge von Kettensträflingen, die zur Verrichtung irgend einer öffentlichen Arbeit geführt werden, von unserem landeskundigen Cicerone erfahren, daß dies nur eine als sehr milde empfundene Strafe für leichte Vergehungen sei, so kommen uns die Verschiedenheiten zwischen afrikanischer und europäischer Kultur doch wieder einmal recht deutlich zum Bewußtsein.

Zu Ausflügen nach dem Festlande ist bei der großen Zahl der Dampferverbindungen von Sansibar aus Gelegenheit in Hülle und Fülle geboten. Die Postdampfer der deutschen Ostafrikalinie verkehren regelmäßig zwischen Sansibar und den Stationen des deutschen Kolonialgebiets, von denen neben dem oft beschriebenen Dar-es-Salaam mit seinen musterhaften Einrichtungen das aufblühende Tanga einen Besuch besonders lohnend erscheinen läßt. Tanga ist ein guter Hafenplatz am Südufer der Tangabai, der Insel Pemba gegenüber. Es hat zur Zeit etwa 3000 bis 4000 Einwohner, von denen drei Viertel Neger sind, während sich der Rest aus deutschen Offizieren, Beamten und Kaufleuten, sowie aus arabischen und indischen Händlern zusammensetzt. Die Zahl der vorhandenen Steinhäuser mag sich auf ungefähr 250 belaufen, während die eingeborene Bevölkerung durchweg in sehr primitiven Hütten haust. Das deutsche Regierungsgebäude wie

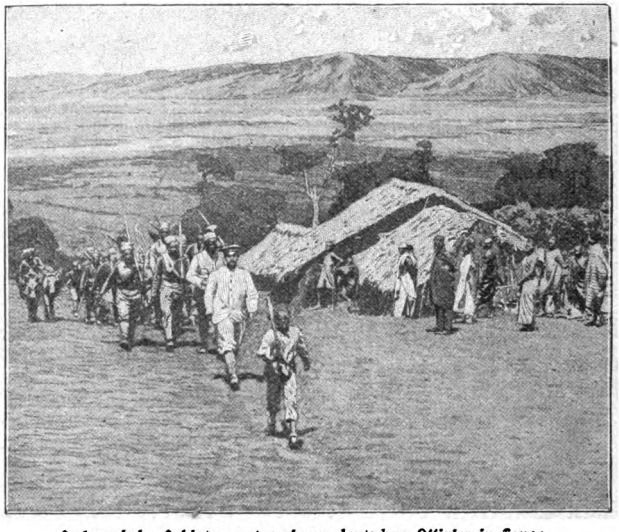
die deutſchen Geſchäftshäuſer, die im Erdgeſchoß die Lager- und Verkaufsräume, im erſten Stock die Wohnzimmer enthalten, ſind in trefflichſter Weiſe allen Anforderungen der Tropenhygieine gemäß eingerichtet und machen einen ganz gefälligen, anheimelnden Eindruck. Die hier ſtationierte, von deut-

Deutſches Geſchäftshaus in Tanga.

ſchen Offizieren befehligte Truppe beſteht aus gut disziplinierten Sudaneſen, deren ſoldatiſche Eigenſchaften von ihren Vorgeſetzten ſehr gelobt werden. Tanga hat auch ein mit vier Geſchützen armiertes Fort, und es iſt Sitz der Eiſenbahndirektion für Deutſch-Oſtafrika (Uſambaralinie).

Von welcher Bedeutung übrigens eine zweckmäßige Eiſenbahnverbindung für das raſche Aufblühen eines oſtafrikaniſchen Küſtenplatzes iſt, ergiebt ſich recht augenfällig aus dem Beiſpiel des portugieſiſchen Beira, das

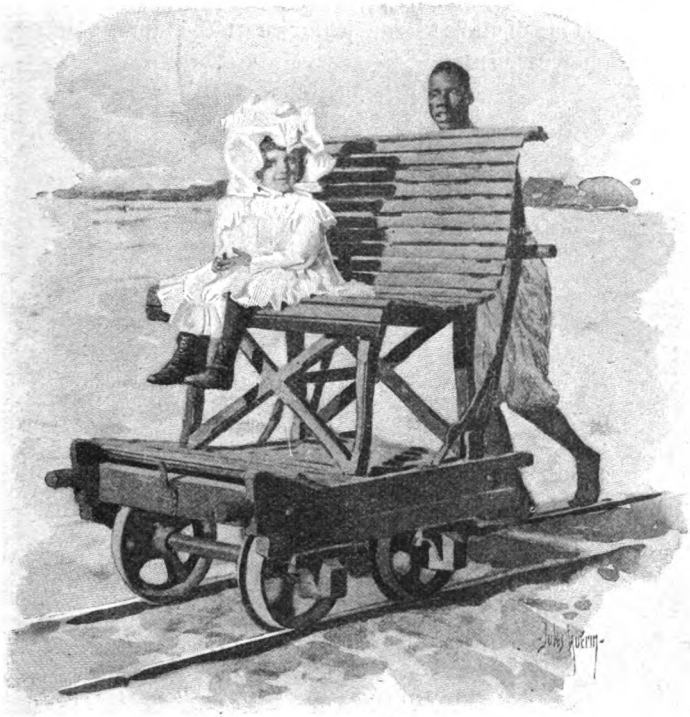
von den Dampfern der Deutsch-Ostafrikalinie ebenfalls regelmäßig angelaufen wird. Obwohl die Stadt wie das Hinterland mit Recht als sehr ungesund verrufen sind, hat doch die durch die Eisenbahn geschaffene direkte Verbindung mit der britischen Grenze den Prozentsatz der europäischen Bevölkerung, unter der sich neben etwa 1000 Angehörigen anderer Nationen allerdings



Sudanesische Soldaten unter einem deutschen Offizier in Tanga.

nur 50 Deutsche befinden, mit erstaunlicher Schnelligkeit gesteigert, und ein weiteres rapides Wachstum ist mit Sicherheit zu erwarten. Beira, das mit seinen gut gehaltenen Straßen und seinen hübschen Häusern sehr freundlich anmutet, dürfte übrigens die einzige Stadt auf dem ganzen Erdenrund sein, die sich eines lediglich für die Benutzung durch Privatfuhrwerke eingerichteten Straßenbahnnetzes zu erfreuen hat. Gegen Erlegung einer

Jahresgebühr von 100 Mark erhält nämlich jeder Einwohner die Befugnis, die durch ſämtliche von Europäern bewohnten Straßen führenden und durch Abzweigungen mit den einzelnen Häuſern verbundenen Schienenſtränge



Privatstrassenbahn in Beira.

für ſein Privatfuhrwerk zu benutzen. Oeffentliche Straßenbahnwagen, die für jedermann zugänglich wären, giebt es überhaupt nicht, und ſo ſieht man die verſchiedenartigſten und ſonderbarſten Gefährte auf dem glatten Schienenwege dahinrollen. Allen gemeinſam iſt

nur die Art der Fortbewegung, die nicht durch Elektrizität oder durch Zugtiere, ſondern ausnahmslos durch flinke Negerburſchen bewirkt wird. Der Erfinder dieſes neuartigen Verkehrsſyſtems hat damit jedenfalls einen ſehr guten Gedanken gehabt, der wohl auch an anderen Orten, wo ähnliche Vorausſetzungen gegeben ſind, Nachahmung verdiente.

Das Modell.

Eine Künstlergeschichte von Johannes Stavi.

(Nachdruck verboten.)

Hubert Wichenhäuser stand in seinem hübschen, äußerst stimmungsvoll eingerichteten Atelier und blickte mißmutig auf die mäßig große Leinwand, die vor ihm auf der Staffelei stand. Das Bild stellte den uralten, hundertmal gemalten Vorwurf von der Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese von neuem dar. Es war eine ganz hervorragend tüchtige Arbeit, besonders wenn man das jugendliche Alter des Malers in Betracht zog. Er war höchstens zwanzig Jahre alt.

Immer wieder prüfte der junge Mann seine Arbeit in allen Einzelheiten, und immer wieder schüttelte er, von dem Ergebnis der Prüfung unbefriedigt, den Kopf. Es war ja alles ganz schön. Die im Gewittersturm sich beugenden Bäume, der Himmel mit den von einem unheimlichen roten Lichte überstrahlten Wolken, von welchem Lichte man nicht recht wußte, ob es von dem feurigen Schwerte des Engels ausging, der im Hintergrunde, zu übermenschlicher, dämonischer Höhe emporgereckt, vor der Pforte Edens stand, oder ob der Zorn

Jehovas da oben in düsteren Flammen loderte. Auch Adam selbst war ganz vortrefflich, der blonde Recke mit den gewaltigen Gliedern, der in die von Gefahren erfüllte Welt trotzig und kampfesmutig hinaustritt, ohne nur den Kopf nach der Herrlichkeit zurückzuwenden, aus der er ausgewiesen worden war.

Mit diesem Adam war Wichenhäuser sogar ganz besonders zufrieden. Er nickte immer mit dem Kopfe, wenn er das kühne Jungmannsgesicht mit dem heldenhaften Ausdruck ansah.

„Ein germanischer Adam," dachte er. „Ein kampfesfroher Mann, der sich in dem trägen Paradiesesfrieden nicht wohl gefühlt hat."

Gleich darauf sah er aber die Eva an, und da schüttelte er den Kopf, der zuvor so erfreut genickt hatte, sehr energisch.

„Es ist ein Elend!" seufzte er. „Diese Modelle . . .! Schauderhaft! Eine leidliche Figur kann man ja nach ihnen zuwege bringen — aber der Kopf! Der Kopf! Das Gesicht! — Wo sollten diese gedankenleeren, oberflächlichen Geschöpfe das auch herhaben, was ich für meine Eva brauche. Die stolze, adelige, unentweihte Schönheit, und die Seele in den Zügen! Vor allem die Seele! Reue, Scham, weibliche Zaghaftigkeit — und doch Hoffnungsfreudigkeit, und doch entschlossenes Hinausblicken in die Zukunft, in die Welt, die sie an der Seite des geliebten Mannes durchwandern soll! — Es ist ein Jammer! Mein Bild wird nie etwas, weil die Eva nichts taugt."

Er warf sich unmutig auf den türkischen Diwan, der quer über eine Ecke des großen Gemaches stand, zündete sich eine Zigarette an und starrte dem Emporkräuseln der blauen Wölkchen nach, die er im hastigen Rauchen von sich stieß.

„Ja, früher!“ dachte er unmutig — „die alten italienischen Meister, die haben's besser gehabt! In jenen kunstfreudigen Zeiten war das Modellstehen kein beinahe schimpfliches Gewerbe. Von den stolzesten Patrizierfrauen, von Fürstinnen sogar geht die Sage, daß sie ihre leuchtende Schönheit einem dieser glücklichen Maler als Vorbild überließen, damit er danach eine Göttin gestalte. Damals hätte sich vielleicht auch für mich eine Eva gefunden. Heute aber, in dieser nüchternen, prosaischen Zeit . . .!“

Dann kam ihm wieder in den Sinn, daß er wohl selber Schuld sein mochte an seinem Unglück. Wohl stand die Kunst heute nicht so hoch im Ansehen und in der Schätzung der Menschen wie einstmals, aber trotzdem fanden sich wohl auch heute edle Frauen, die es nicht verschmähten, einem ernst strebenden Künstler als Vorbild für sein Werk zu dienen.

Er war eben zu schüchtern, das war das Ganze! Infolge dieser Schüchternheit kannte er zu wenig Frauen, und denen gegenüber, die er kannte, hätte er niemals gewagt, mit seinem Ansinnen herauszurücken. Es war allerdings auch keine darunter, die er als Modell für seine Eva hätte brauchen können.

Die Zigarette war aufgeraucht, und Wichenhäuser stand seufzend auf. Auf sein Bild warf er aber keinen Blick mehr. Für heute war ihm die Freude an der Arbeit gründlich verleidet. Er griff nach Hut und Stock, um auszugehen. Vielleicht fand er irgend eine Anregung. Einen Augenblick ging ihm die unklare Hoffnung durch den Sinn, er könnte unterwegs ein Modell für seine Eva finden. Dann wies er diese Anwandlung aber resolut ab. Unsinn! Ein Wesen, das den Eindruck machte, den er gebrauchte, wagte er

ja gar nicht anzusprechen. Und wenn er's that, so rief die Dame gegen sein Ansinnen sicherlich den nächsten Schutzmann zu Hilfe.

In seiner unruhigen Stimmung ging er trotz dieser Erkenntnis doch wie suchend durch die Straßen. Jede Frau, jedes junge Mädchen, das ihm begegnete, blickte er mit der heimlichen Frage an: Könntest du meine Eva sein? Hübsche, sogar schöne Gesichter begegneten ihm genug. Die „schöne Wienerin" ist ja weltberühmt, und Hubert Wichenhäuser lebte in Wien. Aber eines, wie es ihm für seine Eva undeutlich vorschwebte, fand sich nicht darunter. Die Schönheit, die ihm begegnete, war eben großstädtische Schönheit, die wenig Illusionen mehr hat. Es fehlte das Unberührte, Ahnungsvolle, Kindliche, das über dem Antlitz und der Gestalt der Menschenmutter, des ersten Weibes auf der unbewohnten Erde, gelegen haben mußte. Und es fehlte die Verklärung durch ein ungeheures Leid. Da und dort begegnete er ja einem tragischen Zuge in einem schönen Gesicht, aber es schien ihm immer die kleinliche Tragik des Alltags. Mit bitterem Spott sagte er sich, daß der Leidenszug wahrscheinlich von einem verfehlten Stelldichein herstammte, zu dem „er" nicht gekommen war, oder einem Kleide galt, das trotz fünfmaliger Anprobe immer noch nicht richtig sitzen wollte, wenn er nicht gar von dem Gedanken an ein Schmuckstück herrührte, das ins Leihhaus getragen worden war und nun zu verfallen drohte.

Ueber dieser fruchtlosen Jagd nach der Eva hatte er sich schließlich glücklich verlaufen. Als er um sich blickte, um festzustellen, wo er wäre, sah er sich in einer Straße, die jemals früher gesehen zu haben er sich nicht erinnern konnte. Vornehm war die Gegend nicht. Unsaubere Häuser, vier Stock hoch und ein Fenster am

anderen. Auf der Straße ganze Rudel spielender Kinder, die meist barfuß liefen.

Ein tschechischer Arbeiter, den der Maler ansprach, beschied ihn in gebrochenem Deutsch, daß er sich im äußersten Alsergrund befinde, und beschrieb ihm den Weg, den er einschlagen müsse, um in die Liechtensteinstraße zu gelangen, die auf die Ringstraße hinausführt.

Der junge Maler dankte und ging weiter. An sein Bild dachte er jetzt kaum mehr. Die Notwendigkeit, an jeder Straßenkreuzung auf die Namenschilder zu achten, um nicht neuerdings in die Irre zu laufen, lenkte ihn ab.

Endlich befand er sich am Liechtensteinpark, in dem er schon öfter gewesen war. Ueber die niedrige Parkmauer herüber lockte ihn das von der abendroten Sonne angestrahlte Maigrün der Baumkronen, Amselflöten und süßer Fliederduft. Er folgte der Mauer bis zu einem kleinen schmiedeeisernen Portal und trat in den Garten.

Seine Brust hob sich in tiefem Aufatmen. Hier war's schön. Schön und friedlich! Wie smaragdgrün der weite, kreisrunde Rasenplatz lag, und die Bäume, die ihn im Halbkreis einsäumten, glichen in ihrem jungen Laubschmuck mit hellgrüner Flamme lodernden Fackeln.

Er ging den breiten Kiesweg schlendernd dahin, der um den Rasenplatz herumlief, und weidete sein Malerauge an der Frühlingsschönheit.

Da fiel sein Blick auf eine junge Dame, die am Wegrande stand und über den Rasenplatz weg nach der zierlichen Fassade des Liechtensteinschen Schlosses hinübersah. Er stutzte, sah schärfer hin und prallte dann fast zurück in freudigem Erstaunen.

„Eva!" jubelte es auf in ihm. „Das ist meine Eva!"

Ja, da hatte er die Eva, wie sie ihm vorschwebte. Eine große, schlanke, kräftig-biegsame Gestalt, gekrönt von einem schlanken Haupte, das, wie der kleine Hut sehen ließ, den die junge Dame trug, von schweren dunkelbraunen, goldig überschimmerten Haaren geschmückt war. Wenn diese Flechten sich lösten, mußte die Haarflut bis an die Ferſen des entzückenden Geschöpfes herabwallen. Und nun erst das Gesicht! Kindliche Reinheit und Unschuld, das ängstliche Zagen vor einem ungeheuren Leide zugleich mit rührendem, ergebenem Gottvertrauen. Alles, alles lag darin, was in den Zügen der Eva Wichenhäusers sich ausprägen sollte. Und schön war dieses Gesicht, schön! Ein so reines Profil meinte der Maler in seinem ganzen Leben nicht gesehen zu haben.

Einen Augenblick lang stand Hubert Wichenhäuser in das Anschauen der lieblichen Erscheinung völlig versunken. Im nächsten that er etwas, was er sich früher nie zugetraut hätte. Mit drei langen Schritten war er an der Seite der Dame, zog den Hut tief und respektvoll und redete die ihm völlig Fremde resolut an: „Mein gnädiges Fräulein — darf ich nur für einen Augenblick um Gehör bitten?“

Das Mädchen, das offenbar in tiefe, nach ihrem Gesichtsausdruck sehr traurige Gedanken versunken gewesen war, schrak zusammen und sah den Zudringlichen erst verwirrt, dann streng und abweisend aus ihren großen, dunkelblauen Augen an.

Der junge Mann verstummte aber nicht unter diesem eisigen Blick. Der stürmte jetzt gerade darauf los, auf sein Ziel zu, mit jenem verzweifelten Mute, den im Grunde ihres Wesens schüchterne Menschen öfters entwickeln, wenn erst der so schwere erste Schritt einmal gethan ist. Ehe die Ueberfallene auch nur den Mund

aufzuthun vermochte, hatte Wichenhäuser ihr schon in fliegenden Worten alles erzählt. Daß er Maler sei, daß er die Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese zu malen im Begriffe sei, daß er an der Unmöglichkeit, die Eva so zu gestalten, wie sie ihm vorschwebe, scheitern müsse, wenn nicht —

„Mein gnädiges Fräulein," schloß er in flehendem Tone, „in mir steckt ein Künstler, ein wirklicher Künstler, vielleicht sogar ein großer! Und einem Künstler zum Durchbruch zu verhelfen, ist ein edles Werk. Wenn Sie mir für meine Eva einige Sitzungen gewährten ..."

„Modell? Niemals!!"

Nach diesen heftig hervorgestoßenen Worten wendete sich die junge Dame um, als ob sie entfliehen wolle.

Aber der Maler vertrat ihr den Weg. „Mein gnädiges Fräulein!" flehte er. „Glauben Sie nicht, daß ich ...! Nur den Kopf! Den Kopf!"

Mit grenzenlosem Entzücken sah der junge Mann, daß das schöne Mädchen nicht mehr davonlaufen wollte, daß sie schwankte. Er bestürmte sie, die mit niedergeschlagenen Augen und wogender Brust vor ihm stand, von neuem mit Bitten, bis sie endlich die schönen blauen Augen wieder zu ihm emporhob und mit umflorter Stimme sagte: „Wenn ich's thue, so thu' ich's aus Not. — Sind Sie reich genug, mir das teuer, sehr teuer zu bezahlen?"

Jetzt erst wurde Wichenhäuser inne, daß das Mädchen sehr einfach, beinahe ärmlich gekleidet war. Er antwortete rasch: „Ich bin wohlhabend. Soviel Sie wollen."

Sie zauderte. Endlich flüsterte sie, offenbar ob der Höhe der Summe selbst erschrocken: „Zweihundert Gulden."

„Bewilligt."

Sie sah ihn erstaunt an und wurde rot. Offenbar vor Freude. Dann sagte sie: „Ich muß aber noch weitere Bedingungen stellen."

„Reden Sie! Alles, was Sie wollen."

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie nicht nachforschen werden, wer ich bin, mir nicht folgen, wenn ich von Ihnen weg nach Hause gehe, daß Sie mich nicht kennen, wenn wir uns später zufällig irgendwo treffen sollten."

„Mein Ehrenwort!"

„Während der Sitzungen wird nichts gesprochen, was nicht ... was sich nicht auf das rein Sachliche bezieht."

„Mein Wort darauf."

„Ich bringe mir eine Frau mit ..."

Dazu schüttelte der junge Mann verneinend das Haupt. „Das nicht, gnädiges Fräulein. Es würde mich stören, mich aus der Stimmung bringen."

Sie sah ihn groß und prüfend an. Offenbar kämpfte sie mit sich. Endlich sagte sie: „Sie haben ein so gutes, ehrliches Gesicht. Ich will diesem Gesicht vertrauen und die Begleitung weglassen. Wie viel Sitzungen werden nötig sein?"

„Ich denke fünf," antwortete der Maler.

„Also fünf. Morgen um neun Uhr beginnen wir. Und dann Tag um Tag. Geben Sie mir Ihre Adresse."

Mit zitternden Händen riß Wichenhäuser seine Brieftasche hervor, um ihr eine Visitenkarte zu entnehmen. Dabei fiel sein Blick auf die Geldscheine in dem Fach neben den Karten. Einer plötzlichen Eingebung folgend nahm er eine Hundertguldennote heraus, die er seiner Eva zusammen mit der Karte überreichte. „Sie erlauben mir, gnädiges Fräulein, die Hälfte des Honorars voraus zu entrichten."

Jetzt errötete sie noch tiefer als vorhin. Aber ihre Augen leuchteten auf, und die kleine, weiße Hand, die Banknote und Karte in Empfang nahm, zitterte, offenbar vor Freude.

„Ich danke Ihnen vielmals," flüsterte sie. „Auf Wiedersehen morgen. Bleiben Sie fünf Minuten hier stehen, ja? Ich habe Ihr Wort darauf, daß Sie mir nicht folgen."

Der Maler verbeugte sich, und das junge Mädchen ging rasch davon.

Hubert Wichenhäuser stand gehorsam auf seinem Platze still und folgte ihr mit den Augen.

„Da hätte ich also meine Eva," sagte er langsam vor sich hin. „Jetzt wird das Bild werden. Herrlich wird's! Das arme Ding! Was mag das für ein Schicksal sein, das sie für dieses Lumpengeld so viel wagen läßt? Denn das ist ja klar, daß für sie der Gedanke, Modell zu stehen, erst etwas Unerhörtes gehabt hat. Und wie deutlich ihr abgetragenes Fähnchen von der bitteren Not erzählt! Wunderliche Welt! Die häßlichsten Weiber sieht man in Sammet und Seide prangen, und dieses königliche Geschöpf . . .!"

Er schüttelte den Kopf wie erstaunt. Dann sah er nach der Uhr. Die Wartezeit, die ihm auferlegt worden war, war um, und Wichenhäuser stürmte mit langen Schritten davon, nach Hause.

Als er wieder in seinem Atelier stand, war sein erstes, die ganze Gestalt der Eva von der Leinwand zu kratzen. Als das gethan war, atmete er hoch auf.

„So. Morgen wirst du die Auferstehung feiern. Aber anders. O, wie anders!"

Immer noch den Hut auf dem Kopf, den abzulegen er in seiner freudigen Aufregung vergessen hatte, öffnete er eine große alte Truhe, beugte sich darüber und

wühlte in den weiblichen Kostümen, die den Inhalt bildeten. Allerlei seidene und atlassene Sachen wurden achtlos auf den Teppich geworfen, endlich hatte der junge Mann gefunden, was er suchte. Ein einfaches Linnengewand, ohne Aermel, am Halse ausgeschnitten.

„Diese Sappho wird passen," murmelte er. „In dem Dinge da könnte sie ja ruhig auf ein Kostümfest im Künstlerhause gehen."

Er trug das Kleid in den kleinen Raum neben dem Atelier, wo seine Eva sich morgen umkleiden sollte, und breitete es dort über einen Armstuhl. Dann sah er sich in dem Zimmerchen um.

„Alles in Ordnung," murmelte er. „Recht viel Rosen und Flieder werde ich ihr hereinstellen. — Sie soll's fühlen, daß ich sie nicht wie ein gewöhnliches Modell behandle. Meine Eva ... meine herrliche Eva!"

Er ging wieder in das Atelier zurück. Nachdem er dort einigemal unruhig auf und ab gewandert war, griff er den Spazierstock auf, den er vorhin bei seiner Heimkehr auf den türkischen Diwan geworfen hatte, und suchte seinen Hut. Als er ihn nicht sofort fand, holte er ungeduldig einen anderen aus dem Schranke und wollte ihn aufsetzen. Dabei bemerkte er erst, daß er den ersten noch auf dem Kopfe hatte.

„Ich bin wohl ganz und gar behext?" dachte er lächelnd. „Freilich, wenn einem so etwas Märchenhaftes passiert ...!"

Sein erster Gang war in den Blumenladen an der Ecke, wo er eine ganze Ladung von allerlei Blumen für den nächsten Morgen bestellte. Dann bummelte er eine Weile durch die Abenddämmerung und trat dann in ein Gasthaus, in dem er sonst nicht zu verkehren pflegte. In die Stammkneipe zu gehen und seine Freunde fach-

simpeln oder gar gepfefferte Anekdoten erzählen zu hören, hatte er heute keine Lust. —

Des anderen Morgens war Wichenhäuser schon um halb Sechs wach. Er sprang mit gleichen Füßen aus dem Bette und wusch sich und kleidete sich an, beides mit solcher Eile, als hätte er sich verschlafen und müßte sich nun beeilen, um noch zur rechten Zeit in seinem Atelier zu sein. Auf seinen Anzug verwendete er bei aller Hast heute besondere Sorgfalt. Während er sich vor dem Spiegel den genial flatternden Malerschlips band, prüfte er sein Aussehen und stellte mit innigem Vergnügen fest, daß das Gesicht, das ihm der Spiegel zeigte, mit seinen braunen Wangen, dem lockigen, dunkelbraunen Haar über der breiten Stirn, den lebhaften braunen Augen, der geraden Nase und dem Schnurrbärtchen über dem energischen Munde ein sehr hübsches war.

Als er sich über dieser Selbstschau ertappte, war er beinahe erschrocken.

„Nanu!" murmelte er. „Ich beäugele mich ja gerade wie ein Mädel, das den Brautwerber erwartet. Und die ganze Nacht habe ich von ihr geträumt! Mir scheint, ich bin auf dem besten Wege, mich in meine Eva rettungslos zu verlieben. Das wäre schlimm! Ich habe ja allen Mitteln zu einer Annäherung ehrenwörtlich entsagt. Nichts reden, ihr nicht nachforschen, wenn ich sie zufällig treffe, sie nicht kennen ... da bleibt ja weiter nichts mehr übrig, als zu warten, bis sie mir von selbst um den Hals fällt. Und das thut sie nicht."

Er klingelte seiner Wirtschafterin, damit sie ihm das Frühstück bringe, und ging indessen in das Atelier hinüber, das neben seiner Junggesellenwohnung lag. Vor dem Bilde auf der Staffelei, das an Stelle der Eva die häßliche graue Leinwand zeigte, blieb er stehen und

dachte sich an Stelle des Loches die Eva, die in wenigen Tagen dort prangen würde.

„Wunderbar! Ganz wunderbar! Dafür kann man sogar einiges Herzweh in den Kauf nehmen.“

Er vergrub die Fäuste in den Taschen des Sammetrocks, den er im Hause trug, und wanderte auf dem großen Teppich, der den Boden des Ateliers bedeckte, auf und nieder, bis ihm durch ein dreimaliges kräftiges Klopfen an die Thür das Zeichen gegeben wurde, daß das Frühstück fertig sei. Er hatte das ein für allemal so angeordnet, weil er es nicht liebte, wenn die Haushälterin sein Atelier betrat, solange er darin war.

Er ging nun hinüber in das Speisezimmer und trank rasch seine Tasse Kaffee leer. Brot und Butter rührte er nicht an. Er wartete mit nervöser Ungeduld auf die Blumen, die er bestellt hatte. Es war freilich kaum sieben Uhr, aber eigentlich müßten sie schon da sein. Wenn die Leute den Auftrag nur nicht verbummelt hatten! Um halb Acht wollte er jedenfalls in das Geschäft schicken und nachfragen lassen.

Da klingelte es draußen. Der aufgeregte junge Mann fuhr schreckhaft zusammen. Er war einen Augenblick lang ganz sicher, daß das der Briefträger war, der ihm von seiner Eva eine Absage brachte. Als die alte Wirtschafterin gleich nach dem Klingeln zu ihm eintrat, sah er ängstlich nach ihrer braunen, abgearbeiteten Hand und atmete ordentlich auf, als er keinen Brief in ihr sah.

„Was ist los, Frau Kampf?“ fragte er hastig.

„Blumen sein 'kommen,“ berichtete die Frau mit erstaunter Miene. „Eine ganze Masse. Die Rechnung macht über sechs Gulden.“

„Die Blumen sind bestellt. Schaffen Sie sie ins Atelier. Arrangieren werde ich sie nachher selber.“

Die alte Frau platzte offenbar beinahe vor Neugier. Aber sie wagte nicht, zu fragen. Ihr junger Herr liebte derlei nicht.

Wichenhäuser war rasch in sein Atelier hinübergegangen und öffnete dem Boten der Blumenhandlung selbst die nach dem Flur führende Thür des Raumes. Dann machte er sich mit Feuereifer daran, das Umkleidekabinett in einer seiner Eva würdigen Weise auszuschmücken.

Er hatte über eine Stunde damit zu thun, weil ihm die Sache immer wieder nicht gut genug erschien. Endlich, endlich war er so weit, sich zu sagen, daß das kleine Gemach einem Paradiese so ähnlich war, als ein Ankleidezimmer eben sein kann.

Nun stellte er sich, obwohl es erst zwanzig Minuten nach Acht war, an das offene Fenster und spähte hinunter auf die Straße. Er wollte es seinem Modell ersparen, etwa an der Wohnungsthür zu klingeln und die Wirtschafterin nach Herrn Wichenhäuser zu fragen. Das alte Weib beging dann wahrscheinlich eine Taktlosigkeit.

Mit tödlicher Langsamkeit schlichen nun dem jungen Manne die Sekunden und die Minuten hin, bis endlich, Schlag neun Uhr, an der Straßenecke eine schlanke Mädchengestalt erschien, die er trotz der Entfernung auf den ersten Blick erkannte. Das Herz schlug ihm in der Brust wie ein Hammer.

Wie langsam die Arme ging! Es wurde ihr offenbar sehr, sehr schwer. . . .

Der junge Maler neigte sich so weit aus dem Fenster, daß er in dringender Gefahr schwebte, hinauszufallen. Wenn sie nur aufgeblickt hätte! Wenn sie ihn am Fenster sah, überwand sie das Zögern leichter.

Aber sie kam heran, trat in das Haus, ohne empor-

zusehen. Der Maler rannte zu der Thür und riß sie auf. Sowie die Gestalt der jungen Dame auf der Treppe sichtbar wurde, begrüßte er sie mit achtungsvoller Verbeugung.

Sie trat rasch zu ihm ein. Als er die Thür schloß, atmete sie tief auf, als hätte sie eine schwere Last getragen.

„Wo soll ich mich ... herrichten?“ fragte sie leise.

Wichenhäuser wies mit einladender Handbewegung auf die Tapetenthür nach dem Ankleidezimmer.

„Dort drüben, bitte, gnädiges Fräulein. Ich habe Ihnen ein griechisches Kostüm hingelegt. Das wollen Sie freundlichst anlegen.“

Das Mädchen nickte und ging schnell auf die Tapetenthür zu, hinter der es verschwand. Wichenhäuser sah ihr entzückt nach.

„Wie schön sie ist!“ dachte er ergriffen. „Und wie traurig sie darein sieht, die Arme!“

Er raffte sich zusammen und begann hastig, sich mit seinem Malgerät zu beschäftigen. Wenn sie herauskam, sollte sie ihn mitten in den Vorbereitungen zur Arbeit finden. Das würde ihr die Befangenheit nehmen.

Nun öffnete sich die Tapetenthür, und Eva kam heraus. Wichenhäuser konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken, so überirdisch schön sah das junge Mädchen nun in dem griechischen Gewande aus. Das Haar war aufgelöst. Es reichte ihr wirklich bis an die Ferse herab.

„Bitte, geben Sie mir die Stellung,“ sagte Eva mit müder Stimme.

Auch die des Malers klang umflort, als er seinem Modell nun die nötigen Anweisungen gab, wobei er sich ängstlich davor hütete, es auch nur mit einer Fingerspitze zu berühren.

„Bitte, treten Sie hierher ... ein wenig mehr rechts ... so! Und das Haupt ein wenig nach vorne neigen ... zu viel, jetzt ist's recht! — Den linken Arm wollen Sie vorstrecken ... Adam zieht Eva an der Hand vorwärts. — Das geht aber so nicht, da würden Sie zu müde. Nehmen Sie den Malstock hier in die Hand, damit der Arm eine Stütze hat."

Sowie die Stellung des Modells seinen Wünschen entsprach, machte sich Wichenhäuser mit Feuereifer an die Arbeit. Er war jetzt ganz und gar Künstler, schauendes Auge und nachgestaltende Hand. In diesem Schaffensrausch vergaß er alles, was ihn den ganzen Morgen über gequält und beunruhigt hatte, das Geheimnis, in das sich das schöne Mädchen da vor ihm hüllte, die Sehnsucht, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften, das Bedauern, sich durch sein Ehrenwort die Hände gebunden zu haben.

Endlich klopfte es. Der Maler sah sich zerstreut um, als müsse er sich erst besinnen, wo er sei.

Dann wandte er sich zu Eva: „Das zweite Frühstück meldet sich an. Was darf ich Ihnen anbieten, gnädiges Fräulein? Vielleicht ein Gläschen Portwein und einen Bissen Schinken? — Das Sitzen strengt an."

Das Mädchen zauderte einen Augenblick — dann antwortete sie: „Wenn ich bitten darf, Herr Wichenhäuser."

Der Maler ging in die Wohnung hinüber. Nach einer Minute kehrte er zurück, in den Händen eine Tablette, auf dem sich eine Flasche alten Portweins nebst zwei Gläsern und allerlei kalter Imbiß befand.

„Sie selbst —?" fragte das Mädchen.

„Ich dachte mir, daß es Ihnen lieber sei, wenn meine alte Frau Kampf Sie nicht zu sehen bekommt. Sie ist eine ehrliche Haut, die Alte, aber entsetzlich neugierig und taktlos."

Er hatte die Tablette auf den kleinen Tisch vor dem türkischen Diwan gestellt. Nun goß er den dunklen Wein in die kleinen Kelchgläser und lud seine Eva mit einer Handbewegung ein, zuzugreifen.

Während des Mahles — sie aßen beide nur wenige Bissen und tranken ein einziges Gläschen Wein — wurde zwischen den beiden jungen Menschen kein Wort gesprochen. Erst als der Maler zu seinem Bilde zurückgekehrt war und den Pinsel zur Hand genommen hatte, sagte er nach einem tiefen Atemzuge: „Sie können sich vielleicht gar nicht vorstellen, gnädiges Fräulein, welchen großen Dienst Sie mir erweisen und wie sehr ich Ihnen dankbar bin dafür. Das Bild wird großartig. Ganz großartig wird's!"

Um den schönen Mund des jungen Mädchens spielte ein leises Lächeln. „Sie sprechen ja, als ob ich's Ihnen malte, Herr Wichenhäuser!"

Der Mann war so glücklich darüber, sie aus ihrer Reserve ein wenig heraustreten zu sehen, daß er vor Freude rot wurde, als er ihre wohlklingende Stimme diese wenigen Worte sagen hörte. Nun hielt er das so glücklich angeknüpfte Gespräch eifrig fest. Er malte rastlos weiter, während er sprach, er hütete sich auch, von dem Thema abzugehen, aber er sprach doch wenigstens mit ihr. Er sprach und sie antwortete.

Es war ein regelrechtes kunsttheoretisches Privatissimum über die Bedeutung der lebendigen Anschauung für den Künstler, das der Maler seinem Modell da gab.

Dem Mädchen schienen diese schwierigen Dinge anfänglich ein wenig fremdartig zu sein, aber es bewies in seinen kurzen Antworten ein so feinsinniges Verständnis für das, was Wichenhäuser zu ihr sprach, daß der junge Mann sich ganz begeistert sagte, er habe noch niemals mit einem weiblichen Wesen so anregend

geplaudert. Ihr das auszusprechen, hütete er sich aber. Bei ihrer sonderbaren Art hätte sie es wohl für eine absichtsvolle Schmeichelei genommen und wäre in ihre frühere Stummheit zurückverfallen.

Endlich ließ Wichenhäuser Malstock und Pinsel sinken und sagte tief aufatmend: „Am liebsten würde ich den ganzen Tag so fortarbeiten — wenn ich nicht fürchtete, Sie zu sehr zu ermüden."

„Die Müdigkeit sollte mich nicht abhalten," antwortete Eva. „Aber ... ich habe Pflichten. Ich wollte Sie schon bitten, es für heute genug sein zu lassen. Allein ich wagte nicht, Sie zu stören."

Mit einer Miene tiefen Bedauerns legte Wichenhäuser sein Malgerät hin. Das Mädchen verschwand eilig in dem Ankleidezimmerchen und kam nach so kurzer Zeit umgekleidet wieder heraus, daß der Maler sich ganz verdutzt fragte, wie das überhaupt möglich war.

„Also morgen um die nämliche Zeit?" fragte das Mädchen, das offenbar sehr große Eile hatte, bereits an der Thür.

„Wenn ich Sie bitten darf, gnädiges Fräulein."

„Adieu!"

Sie war draußen, bevor der junge Mann auf den Gruß hatte antworten können.

— — — — — — — — — — — —

So ging es nun Tag um Tag. Als die vereinbarten fünf Sitzungen um waren, bat Wichenhäuser seine Eva um weitere drei. Das Mädchen sagte zu und kam noch dreimal.

Endlich war der letzte Tag dieses merkwürdigen Zusammenseins angebrochen. Kopf, Hals, Schultern und Arme der Eva, die Wichenhäuser nach seinem Modell gemalt hatte, prangten in rührender, herzbezwingender Schönheit. Wenn das Bild erst fertig

war, mußte es den Maler mit einem Schlage berühmt machen.

Der junge Künstler hatte aber keine Freude mehr daran. Mit ernster Miene, die Lippen fest aufeinander gepreßt, stand er an der Staffelei und setzte mit unsicherer Hand da und dort ein Pünktchen Farbe hin, ohne recht zu wissen, was er that.

Das letzte Mal!

Der Gedanke, das schöne, geheimnisvolle Mädchen nicht mehr so wie heute vor sich sehen zu sollen, im ganzen, langen Leben nicht mehr, erfüllte den jungen Mann mit so leidenschaftlicher Qual, daß er am liebsten laut aufgeschrieen hätte vor Herzeleid. Und daß es heute das letzte Mal war, daß er sie sah, das wußte er nur zu genau. War er ihr doch um nichts näher gekommen in allen diesen Tagen. Er hatte sich ängstlich an sein Wort gehalten, und sie hatte nichts gethan, was darauf hindeutete, daß sie ihn seiner Verpflichtung entbinde. Sie hatte ihn wohl verstanden, was es bedeutete, wenn er ihr, der Fremden, von seiner Mutter und seiner Schwester erzählte, und ihn mit unendlich rührender Dankbarkeit angesehen, als er es that. Manchmal war ihm sogar gewesen, als sehe er einen himmlischen Schimmer von Liebe, von Zärtlichkeit in ihren schönen Augen, so daß ihm das Herz bis zum Halse hinauf pochte vor Wonne. Aber das war auch alles geblieben. Niemals hatte sie von sich gesprochen, niemals ihm irgend einen Anhaltspunkt gegeben, durch den er sie später hätte wiederfinden können. Sie liebte ihn vielleicht, wie er sie liebte, aber sie war auch fest entschlossen, diese Liebe in sich niederzuhalten, ihm ferne zu bleiben. Warum, mochte der liebe Gott wissen.

Traurigen Blickes sah Wichenhäuser immer wieder zu seiner Eva hinüber und forschte in ihrem holdseligen

Gesichte. Die Trennung ging offenbar auch ihr nahe. Manchmal war es dem Maler, als zöge ein leises Beben durch die schlanke Gestalt, die in der von ihm angegebenen Stellung vor ihm stand, die vorgestreckte linke Hand auf den Malstock gestützt. Und der Blick des Mädchens haftete heute hartnäckig auf der großen Goethebüste, die vor ihr in einer Ecke des Ateliers stand. Offenbar fürchtete sie, sich durch den Ausdruck ihrer Augen zu verraten.

Ein Gespräch wollte heute nicht in Gang kommen, und der Frühstückspause war Eva ausgewichen, indem sie, als Frau Kampf an die Thür klopfte, abgelehnt hatte, etwas zu sich zu nehmen.

Es blieb kein Zweifel, es war das letzte Mal. Das allerallerletzte Mal, daß er sie sah!

So mochte die unnütze Qual denn wenigstens rasch zu Ende gehen! Sich gewaltsam zusammennehmend, legte Wichenhäuser eine Stunde vor der gewohnten Zeit den Pinsel weg.

„Ich danke Ihnen vielmals, gnädiges Fräulein," sagte er tonlos. „Ich ... ich bin fertig."

Ohne aufzublicken, ging das Modell hastig nach dem Ankleidezimmerchen.

Als sie wieder herauskam, hatte sie eine rote Rose vor der Brust. Es war das erste Mal, daß sie von dem Blumenschmuck des Kabinetts, der täglich erneuert worden war, etwas an sich nahm. In der Hand trug sie den Briefumschlag mit dem Reste ihres Honorars und das schmale goldene Armband, das Wichenhäuser ihr heute hingelegt hatte. Das Armband legte sie auf das Tischchen.

„Herr Wichenhäuser," sagte sie mit beherrschter Stimme, „ich ... ich hätte eine Bitte an Sie."

Der Maler sah ihr mit innigem Blick in das schöne

Gesicht, das heute ein wenig bleicher war als sonst und einen so unendlich traurigen Ausdruck hatte.

„Eine Bitte? Sie haben nur zu befehlen ... Sie wissen, wie ich mich in Ihrer Schuld fühle."

„Ich ... möchte das Armband hier lassen. Sie waren so freigebig gegen mich. Das ... das Honorar haben Sie mir auf dreihundert Gulden erhöht. Ich nehme das Geld an und danke Ihnen vielmals, weil ... Sie wissen ja! Aber auch noch dieses kostbare Geschenk — es ist wirklich zu viel!"

„Es sollte ein Andenken sein," antwortete der Maler. „Sie wollen also wohl keines haben?"

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der so deutlich sagte: „Quäle mich nicht!" daß es dem jungen Manne war, als hörte er diese flehenden Worte. Dann sagte sie: „Doch. — Aber keines, das Geldwert hat. Ich ... ich möchte Ihr Bild."

Als sie das gesagt hatte, war der Mann nahe daran, vor ihr in die Kniee zu sinken und ihre Hände mit den seinigen zu umklammern. Aber sein Ehrenwort! Er hatte ja sein Ehrenwort verpfändet!

„Mein Bild?" fragte er, heiser vor Aufregung. „Ich habe leider keines. Doch ... eines ist da. Ich habe mich für meine Schwester photographieren lassen. Von dieser Aufnahme eines. — Aber das kann ich Ihnen nicht anbieten. — Es ... es ist in Medaillonform ..."

„Geben Sie es mir."

Wichenhäuser stürzte an ein geschnitztes Wandschränkchen, schloß es auf und suchte darinnen herum. Endlich kehrte er zu dem jungen Mädchen zurück, welches die ganze Zeit bewegungslos gewartet hatte, und überreichte ihr eine kleine, eirunde Photographie.

Sie nahm das Bildchen so stumm entgegen, wie es

gegeben wurde, und steckte es behutsam zu sich. Dann ging sie langsam auf die Flurthür zu, ohne den Kopf nach Wichenhäuser zurückzuwenden, der, einen halben Schritt hinter ihr, sie begleitete. Sie legte die Hand auf die Klinke und drückte sie auf — —

Dann drehte sie sich blitzschnell um. Einen Herzschlag lang sah sie mit thränenumflorten Augen dem jungen Manne ins Gesicht. Dann legte sie beide Hände auf seine Schultern, hob sich auf den Zehenspitzen zu ihm empor und küßte ihn flüchtig, aber heiß auf den Mund. Ein Wimperzucken später hatte sie auch schon die Thür völlig aufgerissen und floh die Treppe hinab wie ein gehetztes Reh.

Das war alles so rasch gegangen, daß Wichenhäuser, der von seinem Glücke wie betäubt war, als er die Arme ausstreckte, um die Liebliche zu umfassen und festzuhalten, in die leere Luft griff. Nun stand er mit heftig arbeitender Brust und starrte vor sich hin, als hätte er einen Geist gesehen. Dann fuhr er sich mit beiden Händen an die Schläfen, schloß die Thür und eilte an das Fenster, um der Entfliehenden nachzusehen und sie womöglich anzurufen. Aber sie war schon zu weit, als daß seine Stimme sie hätte erreichen können.

Der Maler trat vom Fenster zurück und rannte durch sein Atelier wie ein Besessener.

„Sie liebt mich! Liebt mich! Liebt mich!“ jubelte eine Stimme in ihm, und eine andere klagte darin: „Ich werde sie nie, niemals wiedersehen! Das war ein Abschied, ein Abschied für immer!“

Er blieb stehen und trat heftig auf den Teppich.

„Und ich sehe sie doch noch wieder!“ stieß er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. „Ich suche sie und werde sie finden. Dieser Kuß hat mich von meiner Verpflichtung entbunden.“

Er stürzte in das Ankleidezimmer, um nachzusehen, ob das Mädchen nicht irgend etwas zurückgelassen habe, was ihm bei seiner Suche nach ihr von Nutzen sein könnte. Da ... der Herzschlag stockte ihm vor Aufregung ... etwas Weißes auf dem kleinen Tische, ein Blatt Papier, ein Brief!

Er haschte mit zitternder Hand danach und konnte im ersten Augenblick die zierliche Frauenhandschrift nicht lesen, so tanzten ihm die Buchstaben vor den Augen. Mühsam nur entzifferte er Wort um Wort.

Das Schreiben, über dem die Anrede fehlte, lautete:

„Ich ertrage den Gedanken nicht, von dem ersten edlen Menschen, außer meinem Vater, dem ich im Leben begegne, vielleicht doch verkannt zu werden. Ich muß Ihnen Aufschluß über die Umstände geben, die mich zwangen, von der Straße weg mich an einen mir fremden Mann als Modell zu verdingen. Ich habe es, wie ich Ihnen schon sagte, aus Not gethan. Mein armer, alter Vater liegt schwer krank danieder. Als Sie mich trafen, kam ich gerade von unserem Hausbesitzer, den ich um Stundung der rückständigen Miete gebeten hatte. Der Mann hatte mich abgewiesen. Ich stand vor der Aussicht, am nächsten Tage mit meinem Kranken auf die Straße gesetzt zu werden.

Unter dem Drucke dieser Angst habe ich Ihr Anerbieten angenommen. Ich habe mich in das Geheimnis, das mich für Sie umgiebt, gehüllt, weil ich mich meiner Handlung schämte. Heute bin ich auf diese nämliche Handlung stolz. Der Schleier darf aber doch nicht gelüftet werden, wenn auch aus einem anderen Grunde.

Sie haben mich aufgenommen, als ob ich aus einem Grafenschlosse zu Ihnen gekommen wäre, um Ihnen für Ihre Eva zu sitzen. Ich habe die Sprache der

Blumen, die dieses Zimmer für mich schmückten, sehr wohl verstanden, ich habe es empfunden, was Sie damit sagen wollten, daß Sie mir von Ihrer Mutter und Ihrer Schwester, deren Namen Sie vor einem gewöhnlichen Modell niemals aussprechen würden, so viel und lang erzählten. Das war das Zeugnis von einem Zartsinn, wie er sich vielleicht bei keinem zweiten Manne findet. Dieser Zartsinn würde mir den Mut geben, auf mein Inkognito zu verzichten und Sie zu meinem Vater zu führen, dem ich natürlich sofort von Ihnen erzählt habe, und der natürlich sehr viel darum geben würde, dem großmütigen Freunde seiner Tochter persönlich danken zu können.

Diese Freude muß ich ihm versagen, weil ich noch etwas anderes verstanden habe als die Sprache Ihrer Blumen. Ich habe Ihre Freude gesehen, wenn ich kam, Ihr Bedauern, wenn ich ging, ich habe gesehen, wie Sie mit jedem Tage, der von der verabredeten Zahl unserer Zusammenkünfte abging, trauriger wurden. Das Gefühl, das aus diesen Zeichen zu mir redete, erwidere ich, wie ich Ihnen jetzt gestehen darf, von ganzem Herzen. Aber eben, weil ich Sie liebe, muß ich mich von Ihnen fern halten.

Nicht, weil ich so arm bin. Sie und gewiß auch Ihre Angehörigen, Ihre Mutter und Ihre Schwester, denken viel zu hoch, als daß Sie sich an dieser Armut stoßen könnten. Schlimmer schon ist es, daß unser Name nicht ganz unbemakelt ist. Mein Vater war früher Kaufmann. In blindem Vertrauen zu seinem Jugendfreunde, der sein Teilhaber war, ließ er diesem völlig freie Hand. Der gewissenlose Mensch mißbrauchte dieses Vertrauen, indem er das Betriebskapital der Firma verschwendete, Schulden über Schulden häufte und schließlich mit einer großen Summe spurlos

verschwand. Die Folge war der Konkurs des Geschäftes. Obwohl mein armer Vater aus ihm als ein völliger Bettler hervorging, wurde er doch wegen betrügerischer Krida angeklagt und in Untersuchungshaft gesetzt, in der Verhandlung selbst wurde er freilich freigesprochen.

Vielleicht aber würden Sie auch darüber wegkommen. Ich glaube sogar bestimmt, daß Sie es würden. Und gerade darum verschwinde ich aus Ihren Augen. Sie sind so jung, eben zwanzig geworden. In diesem Alter soll sich ein Mann nicht binden, ein Künstler schon gar nicht, und am allerwenigsten an ein Mädchen, das ebenso alt ist wie er. Sie sind heute schon ein Künstler und werden ein ganz großer werden, auf dieser Laufbahn darf nicht ein Weib wie ein Gewicht an Ihnen hängen, und schon gar nicht eines, mit dem Sie vor der Welt, auf die Sie nicht verzichten können und dürfen, keine sonderliche Ehre aufheben.

Mit blutendem Herzen sage ich Ihnen lebewohl auf immer — um Ihretwillen. Heißen Dank für alle Ihre Güte und Ihren Zartsinn. Mein Vater, dem Ihre Großmut hoffentlich das Leben gerettet hat — ich kann mit dem Gelde, das ich von Ihnen erhielt, Arzt und Apotheke bezahlen und die Kraftnahrung, die der Arzt ihm verordnet, bestreiten — dankt Ihnen gleichfalls von ganzem Herzen.

Und nun zum Schluß zwei Bitten:

Halten Sie Ihr Wort auch jetzt noch, forschen Sie mir nicht nach. Wenn Sie mich finden, würden Sie unser beider Herzeleid nur noch schwerer machen, ohne an dem, was sein muß, das geringste ändern zu können.

Malen Sie die übrige Gestalt der Eva auf Ihrem Bilde nicht nach einem Modell, sondern aus der Phantasie.

Mögen Sie glücklich werden, wie Sie es verdienen!"

Unterzeichnet war das Schreiben mit dem Namen „Eva", den Wichenhäuser seiner Unbekannten gegeben hatte, weil er ihren wahren Namen nicht wußte und nicht danach fragen durfte. —

Als Hubert Wichenhäuser diesen Brief zum fünften- oder sechstenmal durchgelesen hatte, brach er in dem Armstuhl zusammen, in dem seine unbekannte Geliebte in den letzten acht Tagen so oft gesessen hatte, und stützte seine fieberheiße Stirn in die Hände.

„Du armes, armes Kind!" murmelte er immer wieder mit erstickter Stimme.

In seinem Gemüte, dem die das tiefste Innere aufwühlende Erregung etwas Hellseherisches verliehen hatte, durchlebte er in wenigen Minuten die ganze Leidensgeschichte Evas. Sie war vielleicht noch ein Kind, als dieser schreckliche Zusammenbruch des äußeren Wohlstandes der Familie erfolgte. Und nun die ununterbrochene Kette von Demütigungen! Demütigungen, wie sie die Armut jedem bringt, die der von Hause aus Arme aber weit weniger empfindet als der plötzlich arm Gewordene, weil er durch die Gewohnheit dagegen abgestumpft ist. Und dann noch die viel schwereren Demütigungen, die durch die Umstände, unter denen diese plötzliche Verarmung erfolgte, herbeigeführt wurden. Schimpfende Gläubiger, die ihren geliebten Vater einen Betrüger nannten, Gerichtsvollzieher, die den trauten, gewohnten Hausrat, an dem Evas Kindheitserinnerungen hingen, versiegelten und fortschleppten. Dann der Vater gar im Gefängnis, die Mutter —

Von ihrer Mutter hatte Eva nichts geschrieben. Um sich zu vergewissern, las der Maler den Brief noch ein-

mal. Nein, von der Mutter stand nichts darin. Warum nicht? Wohl deshalb, weil die Erinnerung an sie zu grauenhaft war, als daß Eva auch nur mit einem Worte daran hätte rühren mögen. Ihre Mutter hatte in der Verzweiflung über den Bankerott und die Verhaftung ihres Gatten gewiß Selbstmord begangen!

Das war nur eine Vermutung, für die jeder Anhaltspunkt fehlte. Darüber gab sich Wichenhäuser aber keine Rechenschaft. Vor seiner erhitzten Phantasie stand das grauenhafte Bild so deutlich, daß er es hätte malen können, und gar nicht auf den Gedanken kam, zu fragen, ob es der Wahrheit entsprach. Er sah die Leiche einer schönen Frau, deren Gesicht dem Evas täuschend ähnlich war, und über sie gebeugt, mit entsetzt aufgerissenen Augen, händeringend, das bedauernswerte junge Mädchen.

Arme Eva! Arme, arme Eva!

Und nach diesem erschütternden Einsetzen dies monotone, das Herz zerreißende Lied, das alte Lied der Armut. Kahle Wände und ein kalter Herd zu Hause, draußen das erbarmungslose Tageslicht, das die verschossene Farbe, die zahllosen Flicken des Kleides so deutlich zeigte, daß das arme schöne Mädchen sich scheute, auf die Straße hinauszutreten. Und dann die geisttötende Arbeit in irgend einem Geschäft, an der Nähmaschine, oder so etwas.

„Ich muß sie finden," sagte sich Wichenhäuser immer wieder. „Ich muß sie finden. Sie ist durch ihr Unglück scheu geworden. Ich muß sie zu ihrem Glücke zwingen. Dazu muß ich sie aber erst haben. Mein Versprechen gilt nicht mehr — jetzt nicht mehr!"

Er stürmte davon, zum nächsten besten Rechtsanwalt. Dem legte er die Frage vor, ob es möglich sei, etwa an der Hand der Gerichtsverhandlungs-

protokolle aus den letzten Jahren einen Mann in Wien ausfindig zu machen, der als Kaufmann durch das Verschulden seines Teilhabers zu Grunde gegangen sei. Der Teilhaber sei entflohen, der Gesuchte wegen betrügerischen Bankerotts in Untersuchungshaft genommen und später freigesprochen worden. Jetzt sei der Mann krank.

Der Rechtsanwalt machte ein bedenkliches Gesicht. „Sonst wissen Sie nichts von ihm? Gar nichts Näheres?"

Wichenhäuser verneinte. „Nichts, als . . ." er stockte ein bißchen, „als daß der Mann eine jetzt zwanzigjährige Tochter hat."

Ueber das kluge Gesicht des alten Herrn zuckte ein leises Lächeln des Verständnisses. „Da kann ich Ihnen blutwenig Hoffnung machen," sagte er. „Solcher Prozesse giebt es in Wien alljährlich unzählige. Nun kommt aber noch die Schwierigkeit hinzu, daß der Prozeß höchstwahrscheinlich gar nicht in Wien verhandelt worden ist. Leute, denen so etwas passiert ist, nehmen gern eine Luftveränderung vor. Ihr Schützling ist wahrscheinlich erst nach dem Unglück nach Wien gekommen."

Der Maler machte ein betroffenes Gesicht. Jetzt erst fiel ihm nachträglich etwas auf. Seine Eva hatte ein so reines Deutsch gesprochen, wie es das echte Wiener Kind, auch in den guten Kreisen, niemals fertig bringt. Sie war gewiß keines.

„Ich . . . ich glaube, Sie haben recht, Herr Doktor," sagte der Maler zögernd.

Der Rechtsanwalt nickte. „Es scheidet also die Geschichte mit dem Prozeß aus. Bleiben die Thatsachen, daß der Mann krank ist und eine zwanzigjährige Tochter hat. Das ist dürftiges Material für ein Er-

mittelungsverfahren. Sie könnten ja den Versuch machen und sich mit einem Detektivbureau in Verbindung setzen. Aber ich glaube nicht an den Erfolg. Besser wäre es, in den Zeitungen zu inserieren. Irgend ein Blatt wird der Mann oder die Tochter doch lesen."

Der Maler ging, nachdem er dem Rechtsanwalt für den Rat gedankt hatte, sofort in die nächste Annoncenexpedition und übergab ihr folgende Annonce, die bis zur Abbestellung jeden zweiten Tag in allen Wiener Blättern auf der letzten Seite und fettgedruckt erscheinen sollte.

„Eva! Bitte um Lebenszeichen. Bin mit deinem Brief nicht einverstanden. Adam."

Schon am Tage nach dem ersten Erscheinen der Anzeige erhielt der junge Maler einen Brief, den er an der Handschrift des Umschlages als von Eva kommend, erkannte. Hochklopfenden Herzens riß er ihn auf.

„Innigen Dank auch für diesen Beweis Ihrer Zuneigung," las er. „Aber inserieren Sie nicht mehr. Mein Entschluß ist unerschütterlich. Ich schreibe Ihnen nur, um Ihnen die Qual unnützen Wartens zu ersparen.

Noch einmal lebewohl für immer.

Eva."

Wichenhäuser bestellte die Anzeige ab.

Er stürzte sich jetzt mit Feuereifer auf die Arbeit. Nur fort von Wien, fort so schnell wie möglich, das war der einzige Wunsch, der ihn jetzt, nach dem Scheitern der letzten Hoffnung, die Geliebte wiederzufinden, beseelte. Sein Bild mußte er aber erst vollenden.

In acht Tagen war es fertig. Dem echt weiblichen Wunsche seiner Eva Rechnung tragend, hatte er kein anderes Modell zu Hilfe genommen, sondern die pracht-

volle Gestalt, die zu dem schönen Kopfe und den edelgeformten Armen der Geliebten gehörte, aus freier Phantasie gemalt. Als er fertig war, mußte er sich gestehen, daß das Werk gelungen war. Die Liebe hatte ihm den Pinsel geführt, das Feuer der Sehnsucht, die ihm im Herzen brannte, schien in den Farben auf der Leinwand zu glühen.

„Mit Herzblut gemalt!“ sagte sich der blasse Jüngling, als er ernsten Blicks sein Werk geprüft und wieder geprüft hatte. „Wenn mich dieses Bild nicht berühmt macht, darf ich das Handwerk an den Nagel hängen. So etwas mal' ich in meinem Leben nicht mehr.“

Er sandte das Gemälde an einen Berliner Kunstsalon, in dem es mit dem Vermerk „unverkäuflich“ ausgestellt werden sollte. Acht Tage später hatte er seinen kleinen Hausstand aufgelöst und saß im Schnellzuge, der ihn nach Süden führte. Er wollte nach Florenz, Rom, Neapel, Sizilien, Spanien und Südfrankreich. Vielleicht lernte er auf der Reise das, was ihm so dringend not that — das Vergessen.

* * *

„Was der liebe Gott von dem ersten Menschen sagte: es sei nicht gut, daß er allein sei, es gilt vor allem für den Künstler. Eine liebliche und tüchtige Hausfrau thut ihm not. Freuen wir uns darum, meine Herrschaften, daß wieder einmal ein Adam seine Eva gefunden hat, und geben wir unserer Freude in dem Rufe Ausdruck: Unser liebes Brautpaar — hoch! hoch! hoch!“

Der hochragende Mann mit dem scharf geprägten Profil und dem langen leierförmigen Vollbart, der diesen Trinkspruch ausbrachte, war ein berühmter Ver-

liner Bildhauer. Der Saal, der jetzt von den jubelnden Rufen einer glänzenden, festlich gestimmten Tafelrunde erscholl, war der Speisesaal in der Villa des Großindustriellen Kommerzienrat Bergmann in Friedenau bei Berlin, das Paar, um das sich die Glückwünschenden mit den Schaumweinkelchen in der Hand drängten, war die schöne Tochter des Hauses und — Hubert Wichenhäuser.

Der Bräutigam zeigte eine etwas ernste Miene, während er sein Glas an die fünfzig oder sechzig Kelche, die sich ihm nacheinander entgegenstreckten, erklingen ließ und auf fünfzig bis sechzig Glückwünsche höfliche Antwort gab.

Als der Jubel verbraust war und man sich wieder gesetzt hatte, war er so nachdenklich, daß er seiner Braut, als sie sich mit einer halblauten Frage an ihn wandte, eine so verkehrte Antwort gab, daß das schöne blonde Mädchen, dem das Glück aus den hellen blauen Augen leuchtete, ihn befremdet ansah.

Daran war der Trinkspruch auf das Brautpaar schuld; der Bildhauer hatte an das Bild, das den Bräutigam berühmt gemacht hatte, angeknüpft und war dann von dem ersten Brautpaar der Erde auf das heutige Brautpaar in geistreichen Wendungen übergegangen. Die Rede war sehr wirkungsvoll gewesen. Ihre stärkste Wirkung aber übte sie auf den Bräutigam, in dem sie alte, versunkene Erinnerungen wieder emporsteigen ließ.

Seine Eva! Seine arme Eva! Wie deutlich er ihr süßes Gesicht vor sich sah, von der lockigen Flut dunkelbraunen, goldig überschimmerten Haares lieblich umrahmt. So deutlich wie damals in seinem Wiener Atelier, damals vor fünf Jahren.

Wie lange das schon her war!

Hubert durchlebte während weniger Minuten den ganzen Inhalt dieser fünf Jahre. Er sah sich die Welt durchirren auf der Jagd nach dem Vergessen, auf der den einzigen Zusammenhang zwischen ihm und der Heimat die seltenen Briefe bildeten, die er mit Mutter und Schwester wechselte, diese Briefe und die Zeitungen, in deren den Kunstnachrichten und Bilderbesprechungen gewidmeten Teile er das Aufblühen seines Ruhmes verfolgte.

Seine Eva hatte ihn berühmt gemacht. Berühmt und von Herzen elend auf lange Zeit.

Was hatte er nicht alles versucht, um Heilung zu finden! Vor allem hatte er rastlos gearbeitet, Bild auf Bild gemalt. Und sonst im rastlosen Wechsel der äußeren Umgebung Ablenkung gesucht. Bald vergrub er sich in die Einsamkeit irgend eines weltentrückten Gebirgsdorfes, bald stürzte er sich in den Strudel einer Großstadt, zechte und tollte mit lustigen Gesellen, ging in Gesellschaften und trieb allerlei Sport.

Es hatte lange gewährt, ehe es ihm gelang, sein Herz zur Ruhe zu bringen. Anfangs war er immer wieder nach Wien zurückgekehrt und dort durch die Straßen geirrt und im Liechtensteinpark an dem kreisrunden Rasenplatz gestanden, auf der nämlichen Stelle, auf der er sie damals gesprochen hatte, als müsse auch sie zurückkehren, da er wieder dort war. Aber niemals hatte er auch nur die geringste Spur von ihr entdecken können, jedesmal hatte er sich nach Wochen vergeblichen, die Nerven zerrüttenden Hoffens gewaltsam von der Stadt, in der sie — vielleicht — lebte, losgerissen und war abgereist, um nicht krank oder gar melancholisch zu werden.

Allmählich war es in ihm ruhiger geworden.

Als er so weit war, kehrte er nach Hause zurück,

nach Berlin, von wo ihm Mutter und Schwester, die ihn so lange nicht gesehen hatten, immer dringendere Briefe schrieben. Wie sie sich freuten, als sie ihn wieder, nach fast sechs Jahren, in den Armen hielten! —

Gerührt blickte Wichenhäuser jetzt über die Festtafel hinüber zu seiner Mutter, die mit glückstrahlendem Gesicht neben dem Hausherrn saß, seinem künftigen Schwiegervater. Seine liebe, gute Mama! Mit wie viel sorgender Liebe sie den berühmten, ihr fast fremd gewordenen Sohn umgab, als er wieder bei ihr war! Hubert hatte manchmal den Eindruck, als ahne die Gute etwas davon, daß der Sohn auf seinen Wanderjahren irgend etwas Schweres erlebt haben müsse. Sie konnte bloß ahnen, denn Hubert sprach von seiner Eva nicht, und ihn geradezu zu fragen, war sie viel zu zartfühlend. Aus einer solchen Ahnung war ihr dringendes Bemühen, den Sohn so bald als möglich zu verheiraten, am besten erklärlich.

Hubert setzte den mütterlichen Bestrebungen wenig Widerstand entgegen. Die Hoffnung, seine geheimnisvolle Eva wiederzufinden, hatte er längst aufgegeben. Seit einiger Zeit bildete er sich sogar ein, sie lebe nicht mehr. Verdorben, gestorben. — Er aber lebte. So hieß es sich eben mit dem Leben abfinden. Heiraten mußte er schließlich doch, warum nicht diese Käthe Bergmann, die sich seine Mutter so sehr zur Schwiegertochter wünschte? Gegen das Mädchen war nichts einzuwenden. Die äußeren Umstände glänzend, sie selbst bildhübsch, sanft von Gemütsart, sehr unterrichtet. Sie schien ihm sogar von Herzen gut zu sein, wenn auch ohne Ueberschwang und Schwärmerei. Dergleichen lag ihr nicht. Sie war die ein bißchen an die englische Miß gemahnende deutsche Jungfrau der oberen Zehn-

tausend. In ihrem schönen, durch allerlei Sport gestählten und ausgebildeten Körper wohnte eine klare, etwas kühle Seele.

So war er heute, ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr, an diese Tafel geraten, deren Mittelpunkt er bildete. Wunderlich, daß die alten Geschichten, die er so tot und begraben gewähnt hatte, gerade jetzt wieder lebendig werden mußten in ihm! Gerade jetzt! — —

Er fuhr aus seinem Sinnen empor und wandte sich verbindlich lächelnd an seine Braut, deren kleine, aber feste Hand er auf seiner Schulter fühlte.

„Was ...? — Wie ...?"

Das schöne Mädchen lächelte ihn liebevoll an. Zwischen ihren frischen roten Lippen leuchteten dabei die weißen, kerngesunden Zähne mit mattem Glanze hervor wie eine doppelte Perlenschnur.

„Was ist dir, Lieber? Du bist so gedankenvoll."

Hubert faßte die weiße Hand, die auf seinem Arme ruhte, und zog sie an die Lippen. „Verzeih! — Aber ich war so viel allein in den letzten Jahren. Da habe ich mir das Gedankenspinnen angewöhnt." —

Von nun an war er der Fröhlichsten einer an der Tafel, wie es sich für den so glücklich Verlobten ja auch gebührte. Die Fröhlichkeit war freilich nicht ganz echt. Aber das merkte ja niemand.

Als Hubert später mit Mutter und Schwester im offenen Wagen durch die Sommernacht nach Hause fuhr — die Familie wohnte nicht in Friedenau, sondern in Berlin am Nollendorfplatz — nahm Frau Wichenhäuser die Hand des ein wenig schweigsamen Sohnes.

„Bist du glücklich, Hubert?" fragte sie leise. Es lag ein leiser Klang von Besorgnis in der liebevollen Frage.

Hubert drückte die kleine Frauenhand, die sich so zärtlich in die seinige schmiegte. „Ich hoffe es zu

werden," sagte er in möglichst zuversichtlichem Tone. „Käthe hat so viele liebenswürdige und vortreffliche Eigenschaften."

„Du brauchst wegen des etwas stillen Wesens Huberts nicht besorgt zu sein, Mama," warf seine Schwester ein. „Das ist der Abschied von der Freiheit. Er scheint den Herren nun einmal sehr schwer zu werden."

Der Scherz klang ein wenig melancholisch. Grete Wichenhäuser war jetzt so alt, wie ihr Bruder gewesen war, als er Eva kennen gelernt hatte, zwanzig Jahre, und noch immer unverlobt, weil der Privatdozent der Chemie, dem sie im stillen zugethan war und der sie im Grunde wiederliebte, vor dem entscheidenden Schritte durch seine zäh eingewurzelte Ehescheu immer wieder abgehalten wurde. —

Des anderen Vormittags holte Hubert seine Braut ab, um mit ihr die üblichen Besuche zu machen. Als sie an etwa fünf Thüren ihre Besuchskarten abgeworfen hatten, beorderte Käthe, die in ihrer mattweißen Besuchstoilette geradezu entzückend frisch und rosig aussah, den Wagen nach dem Potsdamer Hauptbahnhof.

„Wohin geht es denn jetzt?" fragte Hubert ein wenig verwundert.

„Zu Tante Liese," antwortete Käthe. „Sie wohnt in Potsdam. Bei unserer Verlobung war sie nicht. Die Gicht und ihre Taubheit zwingen sie schon seit zehn Jahren zu Hause zu bleiben. Aber sie hält sehr darauf, daß man sie „ästimiert", wie sie sich ausdrückt. Und das thut man auch. Teils weil sie eine Erbtante ist, teils weil das alte Geschöpf bei allen seinen Schrullen und Unleidlichkeiten im Grunde ein guter Mensch ist. Wir müssen gleich heute hin, denn sie würde es entsetzlich übelnehmen, wenn ich nicht am

ersten Tage meines Brautstandes zu ihr käme. Gesprochen habe ich ihr schon oft von dir. Ich komme öfter hinaus, weil ich der besondere Liebling der alten Dame bin."

Während das schöne Mädchen so plauderte, waren die beiden die breite zu den Bahnsteigen emporführende Treppe emporgestiegen und hatten in einem Abteil erster Klasse des Vorortzuges Platz genommen. Sie saßen kaum, als der Zug sich auch schon in Bewegung setzte.

Da sie allein im Coupé waren, lehnte Käthe das blonde Haupt an die Schulter ihres Bräutigams. Hubert küßte sie sanft auf die Augen. Dann nahm er ihre beiden Hände, streifte die Handschuhe davon ab und flocht ihre weißen Finger spielend durch die seinigen.

Während er so mit seiner jungen Braut tändelte und dabei durch die breiten Fenster den Blick auf die Felder hinausfliegen ließ, über die der Zug dahinstürmte, zogen ihm wunderliche Gedanken durch den Sinn.

Die Erinnerung an Eva war nicht mehr zur Ruhe gekommen. Die ganze Nacht hatte er von ihr geträumt. Was sollte er nun thun? Seiner Braut beichten? Oder weiter schweigen und im stillen mit seinem rebellischen Herzen fertig zu werden suchen?

Er konnte nicht ins reine kommen über die Frage. Das erste war jedenfalls das Ehrlichere. Aber er that Käthe weh damit. Sie konnte ihn fragen, warum er dann überhaupt um sie geworben habe. Oder sie lachte ihn gar aus. Bei ihrer ruhigen, überlegenen Art war das sogar das Wahrscheinlichere. Und davor fürchtete er sich beinahe. Ein Rest der Schüchternheit, unter welcher der zwanzigjährige Jüngling gelitten hatte,

war auch in dem Manne von fünfundzwanzig, dem berühmten Maler, noch wirksam.

Das andere ... Es war nicht ganz ehrlich. Es führte Lagen herbei wie die jetzige, da er die Hand der einen streichelte und an die andere dachte dabei. Aber darunter litt schließlich niemand als er selbst. Und er kam wohl auch darüber hinweg, später, im innigeren Zusammenleben mit Käthe. Eva war doch tot. Verdorben, gestorben. Er hätte doch sonst längst von ihr ein Lebenszeichen erhalten müssen.

Der Faden seiner Gedanken riß jäh ab. Käthe hatte ihm ihre Hände leise entzogen. Sie rückte jetzt ihren mit Veilchen geschmückten Hut zurecht und zog die Handschuhe an.

„Sind wir schon da?" fragte Hubert verwundert.

Sie lächelte ihn freundlich an. „Du Träumer! Soeben sind wir durch Wannsee gefahren. Jetzt kommen wir gleich nach Neubabelsberg, wo der Zug zum erstenmal hält. Und fünf Minuten später sind wir in Potsdam."

Den Rest der Fahrt legte das junge Paar unter leichtem Geplauder zurück. Als sie in Potsdam den Bahnhof verließen, rief Hubert eine Droschke an.

„Wo wohnt deine alte Frau Holle, liebe Goldmarie?" fragte er Käthe launig.

Das Mädchen gab ihm einen leichten Schlag auf die Hand und wandte sich an den Kutscher: „Wissen Sie die Villa Elisenruh?"

Der Mann lüftete den Hut. „Bei Nedlitz, nicht wahr?"

„Jawohl."

Als das kleine Haus in Sicht kam, konnte Hubert einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Prachtvoll! Deine Erbtante scheint keine Frau

Holle zu sein, sondern ein alt gewordenes Dornröschen. Diese Rosen! Und welche Menge weißer Tauben!"

Käthe nickte. „Tante Liese ist vom alten Schlag. Sehr poetisch," sagte sie.

„Was für eine Art Tante ist sie denn?"

„Die Schwester meiner Großmutter, meine Großtante also. Sie heißt Elise Waldburger und ist ein altes Fräulein. Im übrigen wirst du sie ja kennen lernen."

Als die beiden aus dem Wagen stiegen, wurde die Gitterthür des Vorgartens der Villa bereits geöffnet.

„Je, das gnädiche Fräulein!" rief das hübsche Hausmädchen, das den Pförtnerdienst verrichtete, in gemütlichem Sächsisch. „Und der Herr Bräutichamm! Ich gratuliere Sie auch herzlichst. Unser gnädich's Fräulein hat Sie schon geseh'n, vom Balgon, ja."

Das Brautpaar folgte dem rasch voranschreitenden Mädchen nach der Hausthür und eine Treppe hinauf. Oben schob die Sächsin eine Portiere zur Seite.

Hubert sah in ein großes, ein wenig dunkles Zimmer, aus dem eine große, offenstehende Thür auf den mit dichtem Grün überwachsenen Balkon hinausführte. Mitten in dem Zimmer stand eine alte Dame und blickte ihren Gästen, auf einen Krückstock gestützt, entgegen.

„Das ist weder Frau Holle noch das alt gewordene Dornröschen, sondern die leibhaftige Knusperhexe," dachte Hubert, während seine Braut ihn der alten Dame vorstellte.

Das alte Fräulein verdiente diesen Namen. Sie war gewiß über Siebzig und außerdem durch die Gicht so sehr verkrümmt, daß sie ohne den Stock, den sie jetzt mit ihrer knochigen Hand umklammerte, gewiß keinen Schritt zu thun vermochte. In dem verhutzelten dunkel-

braunen Gesichtchen leuchteten zwei große graue Augen merkwürdig hell und frisch. Jetzt richteten sich diese Augen durch die große Brille, die auf der Geiernase der Alten saß, auf Hubert.

„Das also ist der Bräutigam!“ sagte die Alte mit sonderbar tiefer, beinahe männlicher Stimme. „Freut mich, Herr Wichenhäuser! Sie sind ja übrigens ein berühmter Mann. Käthchen hat mir so viel von Ihnen vorgeschwärmt und von Ihren Bildern, daß ich sie so deutlich vor mir habe, als hätte ich sie mit eigenen Augen gesehen. Eines kenne ich übrigens wirklich: „Die Vertreibung der ersten Menschen“. War ja in allen Zeitschriften zu sehen. Die Eva darauf ist wirklich prachtvoll.“

Hubert zuckte beinahe zusammen, als die Alte so sprach. Wieder seine Eva! Wollte die alte Geschichte denn gar nicht zur Ruhe kommen?

Die Tante hatte indessen ihren Besuch auf den Balkon hinausgeleitet und den beiden dort Gartensessel angewiesen, während sie selbst sich ächzend und stöhnend in dem großen, weich gepolsterten Großvaterstuhl niederließ, in welchem sie fast den ganzen Tag zubrachte.

„Nett von euch, Kinderchen, daß ihr mir sofort telegraphiert habt und nun zu eurer armen alten Tante gekommen seid,“ sagte sie in ihrem rauhen Baß.

„Wie geht's dir, Tante?“ fragte Käthe in zärtlichem Tone in das Höhrrohr hinein, das die alte Dame an ihr Ohr gesetzt hatte, als sie sah, daß die Nichte etwas sagen wollte. Die Alte nickte dem schönen Mädchen freundlich zu: „Nicht so gut wie dir, Kindchen. Du blühst und glühst ja! Unsereins muß sich bescheiden und froh sein, wenn die Gicht nicht gar zu arg zwickt. Und darüber kann ich jetzt nicht klagen.“

„Sonst etwas Neues?“ fragte Käthe in den Schalltrichter.

„Nein. — Aber doch. Eine neue Gesellschafterin habe ich. Ein verarmtes adeliges Fräulein. Ellen v. Beskow heißt sie. Sie ist seit voriger Woche da.“

„Werden wir sie kennen lernen?“ fragte Käthe.

„Sie hat Urlaub heute,“ antwortete die Alte mürrisch. „Hab' ihn nicht gern gegeben. Acht Tage nach ihrem Eintritt, gerade da du kommen wolltest! Aber sie war so dringend. Das Grab ihres Vaters wollte sie besuchen in Berlin. Wer weiß, ob's wahr ist.“

„Wie bist du mit ihr zufrieden, Tante?“

„Ganz gut. Still, bescheiden, anstellig. Uebrigens eine bildschöne Person. Wie ... wie ...“ Die alte Dame suchte nach einem Vergleiche. Dann stutzte sie sichtlich und wandte sich an Hubert: „Wissen Sie, Herr Wichenhäuser, sie erinnert mich beinahe an Ihre Eva. Natürlich nur so von ferne. Besonders das Haar. Im ganzen ist sie übrigens bildschön, wie gesagt. Nicht mehr ganz jung freilich und ein wenig vergrämt. Du lieber Himmel, solchen armen Dingern geht es oft hart genug in der Welt.“

Hubert war von Herzen froh, daß die Taubheit des alten Fräuleins ihn der Notwendigkeit überhob, an dem Gespräch teilzunehmen. Er war so wunderlich aufgeregt, daß er sich sonst gewiß verraten hätte. Wie wunderlich, daß er seit gestern abend immerzu an Eva denken mußte! Und hier in diesem märchenhaften, im Waldesgrün tief eingebetteten, von Rosen übersponnenen Häuschen, das so recht zum Schauplatz eines Wunders geschaffen schien, war das erste Wort, das ihm entgegenklang, ihr Name, sollte gar ein Mädchen leben, das ihr ähnlich sah.

Wenn sie es wäre! Nicht mehr ganz jung, ein

wenig vergrämt, das müßte heute auf sie passen. Und die Aehnlichkeit dieser Ellen v. Beskow mit seiner Eva, und ihr Verschwinden just an dem Tage, da er hierher kommen sollte ...

Wenn sie es war!

Unmutig schüttelte Hubert diesen Gedanken ab. Das war Unsinn! Sentimentale Einbildung! Sie war's nicht. Eine Verkettung von Zufällen war's, die ihn äffte. Die Stimmung aber, in der er für solche Geschichten so empfänglich war, mußte er los werden. Je eher, je lieber. Sie war knabenhaft. Und obendrein war sie eine Sünde an dem lieblichen Geschöpfe, das sich da neben ihm mit der schnurrigen Alten unterhielt. Hubert wollte die Gesellschafterin der Tante gar nicht kennen lernen, ehe er in seinem Inneren Ordnung gemacht hatte, und zu diesem Zwecke sobald nicht wieder hierher kommen.

Das Brautpaar, das zu Hause zu Tische erwartet wurde, empfahl sich bald, zum großen Leidwesen der alten Dame.

„Aber recht bald wiederkommen," krächzte sie.

Käthe versprach's. Dann gingen die beiden.

Als sie wieder in dem Wagen saßen, der vor der Villa gewartet hatte, sagte Wichenhäuser: „Dahin geh ich sobald nicht wieder."

„Warum?" fragte Käthe verwundert.

„Es ist so eine sonderbar dumpfe, winkelhafte Stimmung über der Alten und ihrer ganzen Umgebung. Das sieht alles aus, als wär's viele hundert Jahre alt und auf Geheiß eines Zauberers dem Grabe entstiegen, in das es wieder versinken wird, sobald er winkt —"

„Es ist etwas daran," sagte Käthe nachdenklich. „Aber eben das müßte dich anziehen, du Träumer."

„Gerade weil ich ein Träumer bin, ist es nicht gesund für mich. Ich werde mit dir reiten, mit dir rudern, kurz überall hingehen, wo Licht und Luft und Sonne ist, aber hierher nicht."

„Bist du denn nicht neugierig, das Mädchen kennen zu lernen, das deiner Eva so ähnlich sehen soll?"

„Nein. Uebrigens wird diese Aehnlichkeit wohl kaum vorhanden sein. Die Alte urteilt ja bloß nach einer Reproduktion."

„Ich werde ja sehen," sagte Käthe. Dann wandte sich das Gespräch auf andere Dinge.

* * *

Etwa acht Tage nach diesem Gespräche fuhr Käthe wieder zu ihrer Tante. Um vier Uhr wollte sie zurück sein. Als Wichenhäuser aber ein viertel Fünf zu Bergmanns kam, war sie noch nicht da.

„Sie wird den Zug versäumt haben," meinte der Kommerzienrat jovial. Dann bot er dem künftigen Schwiegersohn eine Partie Schach an, um ihm die Wartezeit zu verkürzen.

Die Partie war fast zu Ende, als Käthe endlich eintrat.

„Wo steckst du denn, Kind?" fragte ihr Vater neckend. „Dein Bräutigam ist vor Ungeduld ganz nervös und spielt heute jammervoll."

„Ich habe den Zug versäumt," antwortete das junge Mädchen, das ein wenig ernst aussah.

Sie trat hinter ihren Vater und sah den letzten Zügen der Partie zu. Als Bergmann seinen Gegner glänzend geschlagen hatte, und die Herren sich erhoben, nahm sie den Arm ihres Verlobten.

„Wollen wir ein wenig in den Garten gehen, Hubert?" fragte sie.

„Gern, Kind.“

Der Kommerzienrat sah dem jungen Paare, das Arm in Arm die nach dem Parke führende Freitreppe hinabstieg, lächelnd nach.

„So 'n verliebtes Ding, die Käthe!“ dachte er. „Bei der Hitze in den Garten! Nu ja — junges Volk!“

Er ließ sich in dem kühlen Zimmer behaglich nieder und griff nach der Börsenzeitung. —

„Nun, wie war's bei der Tante?“ fragte Hubert seine Braut.

„Es hat einen kleinen Zwischenfall gegeben,“ antwortete Käthe. „Eigensinnig, wie die Tante ist, behauptet sie auf einmal, wenn der obere Flügel des Fensters nicht geöffnet würde — sie liegt heute zu Bett — müßte sie ersticken. Fräulein v. Beskow stellte einen Stuhl auf das Fensterbrett und stieg hinauf. Dabei fiel sie herunter und schlug so hart auf, daß sie vielleicht fünf Minuten besinnungslos war. — Uebrigens ...“ Käthe sah ihren Bräutigam von der Seite her an, „sie sieht deiner Eva wirklich sehr ähnlich.“

„So?“

„Ja.“

Eine kleine Pause entstand. Dann blieb das Mädchen auf einmal stehen und sah Hubert voll an.

„Sage mir, Hubert,“ fragte sie ernst, „was für eine Bewandtnis hat es mit deinem Bilde?“

Der Maler wurde leichenblaß und gleich darauf wieder glühend rot. „Wie ... wie kommst du zu der Frage?“

„Dadurch,“ sagte Käthe, „daß ich, als ich der Ohnmächtigen das Kleid öffnete, auf ihrer Brust ein offenes silbernes Medaillon fand. Und in dem Medaillon war dein Bild. Ein Exemplar der kleinen Photographie,

die ich bei deiner Schwester sah. Kannst du mir das erklären, Hubert?"

Der Maler ließ das Haupt auf die Brust sinken. „Also doch eine Auferstehung!" sagte er leise. „Komm, setzen wir uns hierher. Ich will dir erzählen."

Er führte seine Braut zu einer Steinbank und berichtete ihr rückhaltslos alles. Von seiner ersten Begegnung mit Eva oder vielmehr mit Ellen v. Beskow im Liechtensteinparke zu Wien bis zu dem merkwürdigen Aufleben des alten, längst totgeglaubten Gefühls in seiner Brust, als der Trinkspruch des Bildhauers am Verlobungsfeste mit dem Gegenstande seines Bildes einsetzte, verschwieg er ihr nichts.

Käthe hörte still zu. Als er geendet hatte, standen in ihren Augen die Thränen. Sie reichte ihm die Hand. „Du Armer! Fahre nach Potsdam, sofort."

Er schüttelte den Kopf. „Wozu? — Sie ist jetzt gewiß nicht mehr dort. Entflohen, sowie sie ihr Geheimnis enthüllt sah."

„Sie weiß gar nicht, daß ich das Medaillon gesehen habe."

— — — — — — — — — — — —

Kurz nach dieser folgenschweren Aussprache zwischen Hubert und Käthe gab es in den Berliner Salons ein eifriges Zischeln und Tuscheln. Der berühmte Maler Hubert Wichenhäuser hatte seine Verlobung mit der Tochter des Kommerzienrates Bergmann aufgehoben und sollte sich mit der Absicht tragen, ein Fräulein v. Beskow zu heiraten, ein herabgekommenes Edelfräulein, das Dienstbote geworden war, nachdem sie früher irgendwo im Auslande Modell gewesen. In dieser Eigenschaft hatte sie der Maler offenbar kennen gelernt.

Das Gezischel verstummte, als Hubert Wichenhäuser

das Fräulein v. Beskow wirklich heiratete und mit ihr auf Reisen ging.

Nach Jahresfrist kam das Paar zurück und besuchte einige Gesellschaften.

Seitdem liegt ganz Berlin W. der schönen Frau Wichenhäuser zu Füßen. Was einen Schnurrbart trägt schwärmt für sie. Diejenigen, die sich über ihre Unnahbarkeit ärgern, erzählen freilich hinter der vorgehaltenen Hand, daß die schöne Frau doch Modell gewesen sei und ihrem jetzigen Gatten zu seiner Eva gesessen hätte, die ihr so ähnlich war. Aber sie erzählen die pikante Geschichte leise, ganz leise.

Käthe Bergmann hat einen jungen Rechtsanwalt geheiratet. Ihre gesunde, robuste Gemütsart hat die Neigung für Wichenhäuser so gründlich verwunden, daß zwischen den beiden Ehepaaren ein lebhafter freundschaftlicher Verkehr entstehen konnte.

Namentlich die beiden Frauen haben sich eng aneinander angeschlossen. Frau Käthe neckt ihre Freundin freilich gerne. Namentlich das „romanhafte Sich-haben" des Wichenhäuserschen Paares ist das Stichblatt ihrer Scherze.

„Ihr poetischen Gemüter! Wär' ich nicht gewesen, ihr wär't vor Poesie gar nicht zusammengekommen."

„Das weiß ich, liebe Käthe. Ich bin dir auch so dankbar."

„Mußt du auch. Ich habe dir deinen Mann geschenkt. Bist du nicht artig gegen mich, nehm' ich ihn dir wieder weg!"

Auf diese Drohung antwortet die schöne Frau Ellen nur mit einem stillen Lächeln und dem einzigen Worte: „Versuch's!"

Das elektrische Bergwerk.

Skizze aus dem modernen Grubenbetrieb.

Von Eugen Schmitt.

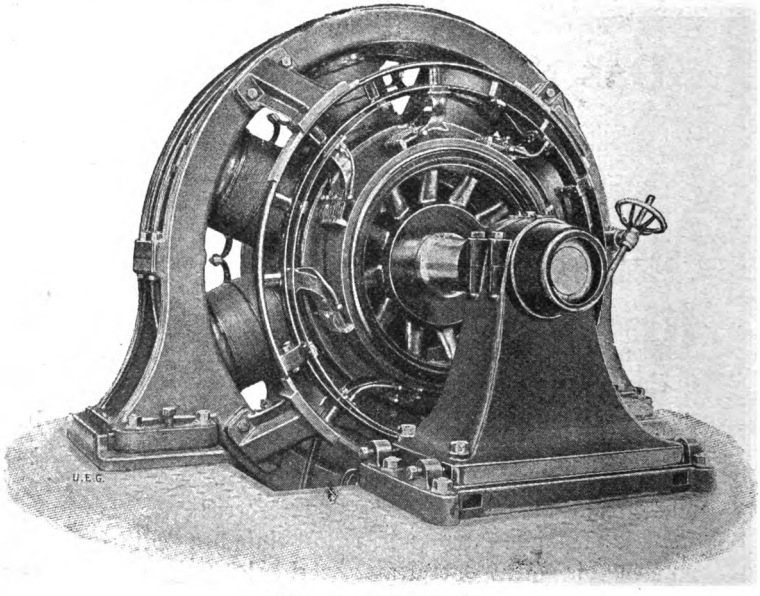
Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wenn die alten Bergleute wieder aufſtehen könnten, wie würden ſie ſich wundern über das, was jetzt in einem Bergwerk geſchieht! Wie würden ſie erſtaunen über die Hilfsmittel, die der Menſch anwendet, um die für ihn ſo wertvoll gewordenen Erze und die faſt noch wertvolleren Steinkohlen unter der Erde zu gewinnen und an die Oberfläche zu befördern!

Wie mühſam und mit welch einfachen Mitteln mußten die alten Bergleute arbeiten! Mit einem Spitzhammer, dem „Eiſen“, und einem Hammer mit dickem Kopf, dem „Schlägel“, ſchlugen ſie das Geſtein von der Felswand los. Um es aus ſeinem Zuſammenhang zu löſen, ſetzten ſie Feuer unter die Felswände, damit die Glut das Geſtein mürbe mache.

Welch ein Fortſchritt war ſchon die Erfindung des Schießpulvers zu Sprengzwecken, und wie großartig ſchien den Bergleuten noch in den vergangenen Jahrzehnten die Anwendung des Dampfes im Bergbau! Heute ſind wir im Zeitalter der Elektrizität, und auch

im Bergbau macht ſich dieſelbe geltend. Das iſt eben der große Vorteil der modernen Erfindungen, daß alle Neuerungen und Entdeckungen, die der Gelehrte in ſeinem Laboratorium, der Ingenieur in ſeinem Bureau mühſam feſtſtellt oder rechneriſch zu finden weiß, nach ſehr kurzer

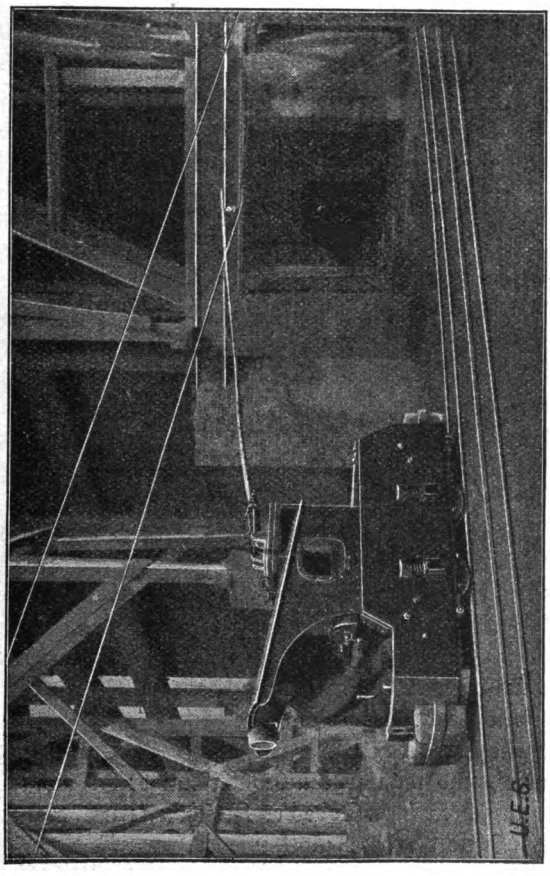


Gleichſtrom-Dynamomaſchine.

Zeit in die Praxis überſetzt werden und Vorteile ſchaffen, die früheren Jahrhunderten verſagt waren.

Beſuchen wir einmal ein modernes Bergwerk, um uns ſelbſt davon zu überzeugen, welche Vorteile die Anwendung der Elektrizität gegen die frühere Zeit bringt. Die koloſſalen Keſſelanlagen, welche man in den Bergwerken früher anlegen mußte, um Dampfmaſchinen von 1200 bis 1500 Pferdekräften und darüber zu treiben,

mit denen man ferner die unterirdischen Wasser bewältigte, sind heutzutage nicht mehr nötig, wenn man



Elektrische Grubenlokomotive.

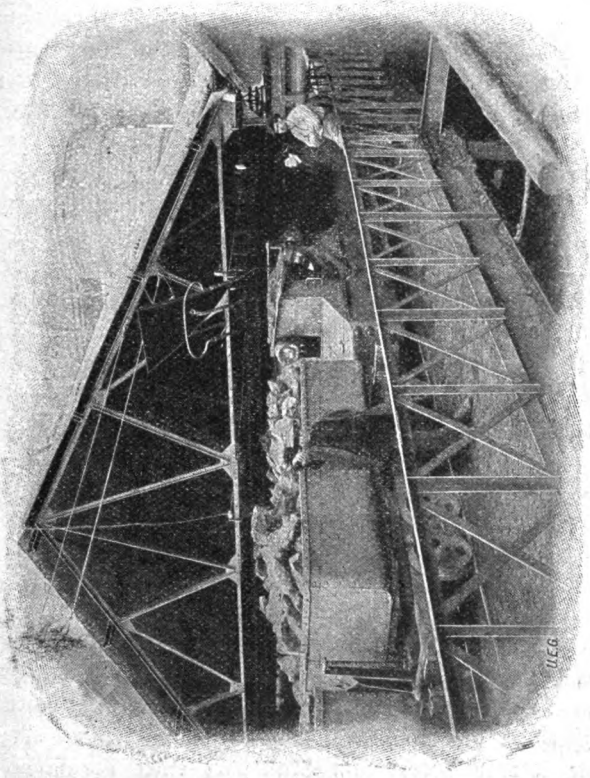
zum rein elektrischen Betrieb übergegangen ist. Eine Anzahl von modernen kleinen Dampfmaschinen, sogenannten Schnellläufern, an welche die Dynamo-

maschinen, die den elektrischen Strom erzeugen, direkt angekuppelt sind, bedürfen nur einer verhältnismäßig geringen Zahl von Kesseln, da man auch im Kesselbau in den letzten Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Diese kleinen Dampfmaschinen, welche die beweglichen Teile des Dynamos 250mal durchschnittlich in der Minute umeinander rotieren lassen, arbeiten so schnell, daß unser Auge ihnen nicht mehr folgen kann. Durch diese rasende Geschwindigkeit entsteht der elektrische Strom, den die Kupferbürsten vom Dynamo abnehmen und durch Drähte an jede beliebige Stelle leiten.

Die Fördermaschinen, welche im Schacht die Fördergestelle, die sogenannten Schalen, auf und ab bewegen, werden natürlich nicht mehr mit Dampf, sondern mit Elektrizität betrieben. Schon wenn wir auf den Fördergestellen hinabfahren, um uns in das Innere der Erde zu begeben, merken wir gegen früher eine sehr erfreuliche Neuerung. Es ist kein angenehmes Gefühl, ungefähr 400 bis 500 Fuß leeren Raum unter dem Boden der Förderschale zu wissen und dabei auf die Haltbarkeit des Drahtseiles angewiesen zu sein, an dem die Förderschale hängt. Fuhr man früher mit der Schale herunter, so empfand man jedesmal, wenn die Dampfmaschine auf den sogenannten „toten Punkt" kam, einen eigentümlichen Ruck, der besonders bei den Neulingen das unangenehme Gefühl hervorrief, daß das Drahtseil gerissen sei, und man jetzt mit wahnsinniger Geschwindigkeit dem schrecklichen Tode des Zerschmetterns entgegensause. Ohne Rucken, glatt wie der elektrische Aufzug in einem vornehmen Hotel, gleitet jetzt die Schale im Schachte auf und nieder.

Die erste Ueberraschung, die wir unten im Bergwerk entdecken, ist die Beleuchtung. Man nahm früher eine

qualmende Bergmannslampe mit ſich, deren Docht mit einer Miſchung von Petroleum und Oel geſpeiſt wurde, und bei dem ſchwankenden Licht der roten rußenden



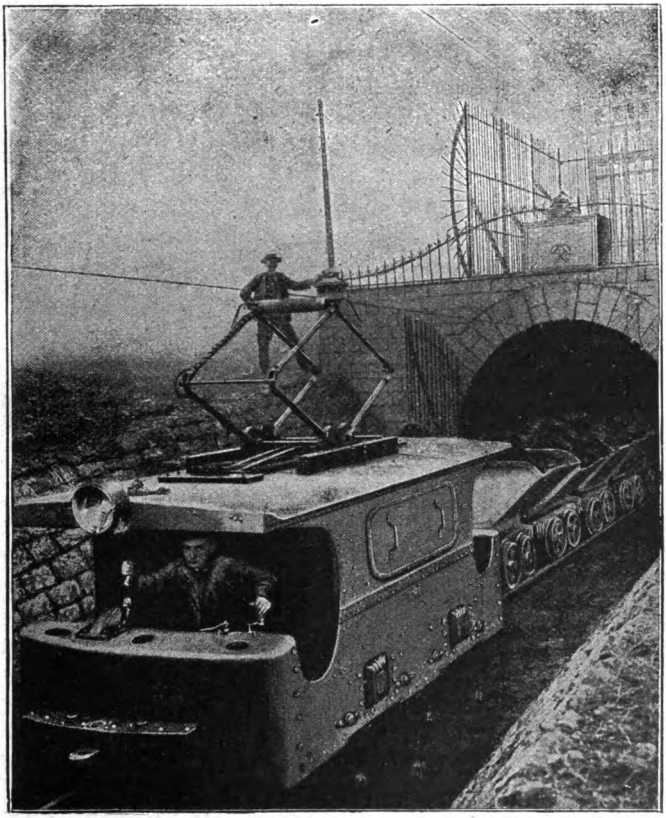
Einfahrt einer 24pferdigen Erzlokomotive.

Flamme mußte man ſich in der unterirdiſchen Finſternis zurechtfinden. Jetzt ſind die Stollen erleuchtet wie die Straßen einer Großſtadt. Unter der Decke des Stollens, der ſogenannten „Firſte“, laufen die Leitungsdrähte entlang, welche den Glühlichtern, die hier angebracht

sind, die Leuchtkraft geben. Diese unterirdische Beleuchtung bietet allein schon eine ganze Anzahl von Vorteilen. Das ganze Fahren (der Bergmann nennt „fahren" jede Bewegung im Bergwerk, also laufen, gehen u. s. w.) kann viel sicherer und rascher vor sich gehen als früher. Der Laie macht sich keine Vorstellung, wie lang die Stollen meist sind. Auf der Grundstrecke kann man in einem großen Bergwerk kilometerweit wandern, und ebenso erstrecken sich von der Grundstrecke, dem tiefsten Gang des Bergwerks, nach aufwärts steigend, rechts und links, wieder Gänge (Strecken oder Stollen), welche länger sind als die Straßen einer modernen Großstadt. Wie angenehm ist es, diese Gänge schon erleuchtet zu finden, ohne sie mit dem schwachen Licht der Grubenlampe selbst beleuchten zu müssen. Nicht nur die Schnelligkeit des ganzen Betriebes wird durch diese Beleuchtung gefördert, sondern auch die Sicherheit.

Ein glänzendes elektrisches Licht kommt uns entgegen, und das dumpfe Rollen von Wagen auf der schmalspurigen Schienenbahn, auf deren Unterlage auch wir entlang schreiten, belehrt uns, daß ein Zug von beladenen Wagen, von sogenannten „Hunden", herankommt, die von einer kleinen elektrischen Lokomotive gezogen werden, mit welcher in Geschwindigkeit die beladenen Wagen von der Arbeitsstelle, dem sogenannten „Ort", bis zu dem Schachte befördert werden, um mit dem elektrischen Aufzug an die Erdoberfläche zu kommen. Früher verwendete man Pferde zum Transport einer Anzahl beladener Hunde und glaubte damit den größten Fortschritt in der Beschleunigung des Betriebes erreicht zu haben. Die Pferde wurden in besonderen Hängeapparaten in das Bergwerk heruntergelassen und blieben gewöhnlich sechs Monate unter der Erde. In weiten

Räumen, beſonders in der Nähe des Schachtes, waren Pferdeſtälle errichtet, in denen die Tiere Ruhe und



Grubenlokomotive mit Förderzug bei ihrem Austritt aus dem Stollenmundloch.

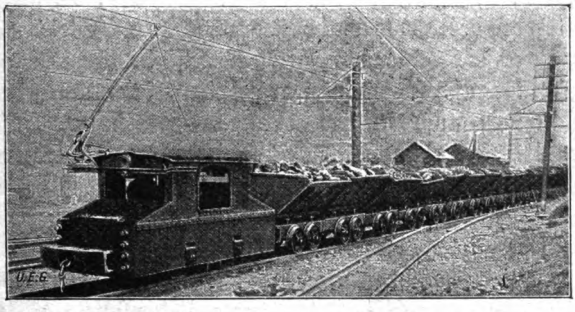
Fütterung fanden, wenn ſie nicht im Dienſt waren. Zu den Pferden gehörten Knechte, außerdem Pferdewärter, welche die Pferde in den Stallungen beobachteten,

fütterten und pflegten. Auch Sonntags, wenn sich kein Arbeiter im Bergwerk befand, mußten die Pferdewärter zur Stelle sein. Die Tiere konnten aber immer nur einige Monate lang im Bergwerk beschäftigt werden; dann mußten sie durch andere Pferde abgelöst und nach der Erdoberfläche heraufgeschafft werden, um sich hier in Erholungsgärten, das heißt auf großen, eingezäunten Wiesen, einige Wochen lang zu kräftigen. Man brauchte also eine Ablösung für die Pferde und hatte außerdem den Nachteil, daß die Tiere durch den unterirdischen Aufenthalt und das mangelnde Sonnenlicht sich verhältnismäßig rasch abnutzten. Es kam noch dazu die Feuersgefahr, die für das Bergwerk immer durch den Aufenthalt der Pferdewärter, besonders an Sonntagen, wo wenig Kontrolle stattfindet, entstand; die Leute rauchten in den mit Heu und Häcksel gefüllten Stallungen, und manches Feuer ist dort unten entstanden, das nicht nur den Pferden und ihren Wärtern, die vielleicht im Schlafe vom Feuer überrascht wurden, gefährlich wurde, sondern auch verhängnisvoll für die ganze Bergwerksanlage.

Alles das fällt weg: die elektrische Lokomotive hat den Betrieb umgestaltet. Daß die elektrischen kleinen Grubenlokomotiven auch viel rascher fahren als die Pferde, ist selbstverständlich.

Würde man mit denselben Mitteln wie früher an der Arbeitsstelle, „vor Ort", die Kohle gewinnen, so müßte höchstwahrscheinlich die elektrische Grubenlokomotive zeitweise stillstehen, weil sie keine Kohle zu befördern hätte. Mühsam schlug früher der Bergmann mit der Keilhaue in die Kohlenwand senkrecht und wagerecht Rinnen, den sogenannten Schramm und den Schlitz, und in diese Rinnen hinein stieß er mit einem Gußstahlbohrer die Bohrlöcher, um die Kohlenwand zu

ſprengen. Das Hantieren mit dem Gußſtahlbohrer war recht beſchwerlich, anſtrengend und, beſonders wenn hartes Geſtein zu durchbohren war, auch eine langſame Arbeit. Man wendete ſpäter zum Bohren unter der Erde Maſchinen mit Preßluft an und hat mit Hilfe dieſer in den großen Tunnelbauten gute Erfolge erzielt. Die Zuleitung der Luft erfolgte aber durch Röhren, die außerordentlich ſorgfältig abgedichtet und verlegt ſein müſſen, und ſo war die Herſtellung der Rohr-



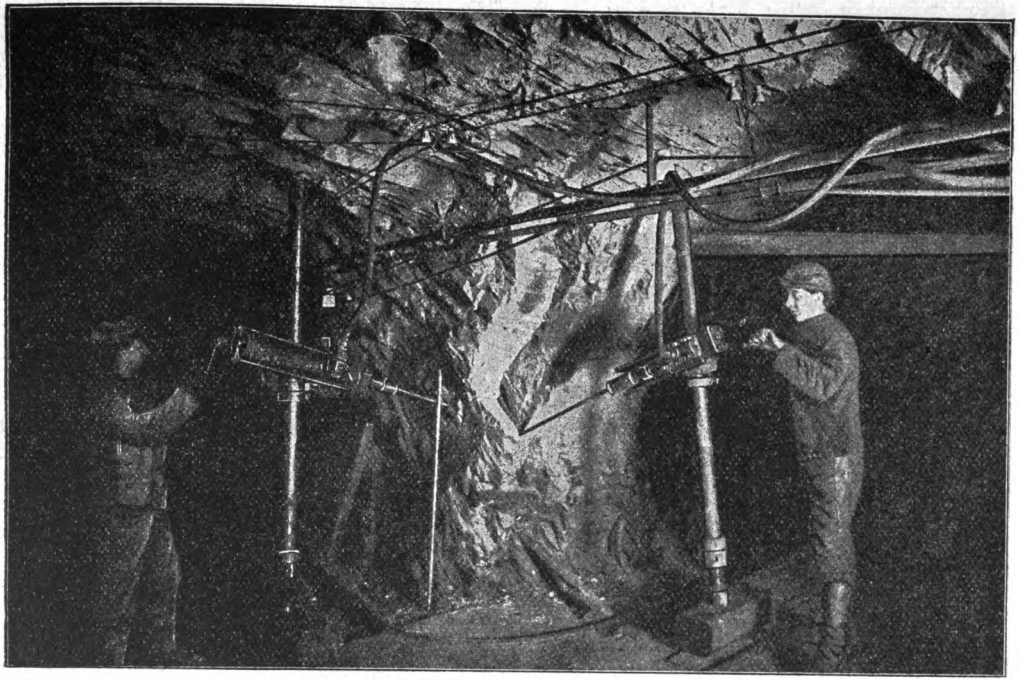
Elektriſche Grubenlokomotive von 24 Pferdeſtärken mit Förderzug über Tage.

leitungen, durch welche die Preßluft bis zur Bohrmaſchine geführt wurde, keineswegs billig. Heute zieht man einfach bis zur Arbeitsſtätte einen Draht, ſtellt einen kleinen Bohrdynamo irgendwo in der Strecke auf und kann dann ſofort daneben die elektriſche Bohrmaſchine in Thätigkeit ſetzen, welche mit ſolcher Geſchwindigkeit arbeitet, daß in zehn Minuten ein Bohrloch von durchſchnittlich 50 Centimeter Tiefe hergeſtellt werden kann. Zu einem ſolchen Bohrloche brauchte in früherer Zeit ſelbſt der geübteſte Bergmann im mittelſtarken Geſtein die zehnfache Zeit. Eine Bohrmaſchine leiſtet ſo viel wie eine ganze Anzahl von Arbeitern. Trotz der elek-

trischen Apparate, die dabei aufgestellt werden müssen, ist das Bohren mit dem elektrischen Stoßbohrer doch noch um 25 Prozent billiger als das Bohren mit der Hand, selbst durch die gewandtesten Bergleute, und beim Wettbewerb mit dem Luftbohrer hat ebenfalls die elektrische Maschine den Sieg davongetragen.

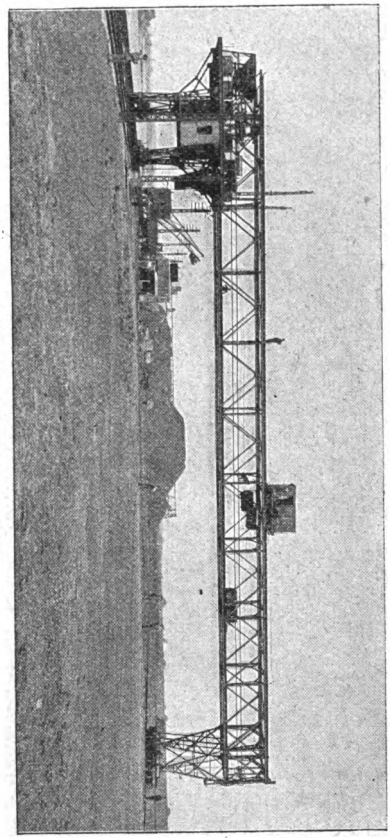
Daß die Zahl der Arbeiter vor Ort vermindert werden kann, ist von großer Wichtigkeit. Die Arbeitsstelle ist nämlich nie breit genug, um Platz für eine größere Anzahl von Arbeitern zu gewähren, die gleichzeitig an der Kohlenwand bohren können. Stellt man nun vor die Kohlenwand zwei elektrische Bohrmaschinen und läßt rasch hintereinander arbeiten, so erreichen diese Maschinen auch in der zehnfach kürzeren Zeit gegen den früheren Handbetrieb für die Bohrlöcher die notwendige Tiefe, und es kann dann unmittelbar darauf die Sprengung mit Dynamit oder anderen modernen Sprengmitteln, die das Schießpulver längst überholt haben, vorgenommen werden.

Etwas außerordentlich Wichtiges ist die Luftzuführung im Bergwerk, der sogenannte „Wetterzug". Es ist auch dem Laien bekannt, daß es um so wärmer wird, je tiefer man in das Erdinnere eindringt. Besonders dort, wo man Tiefbauten für Kohle eingerichtet hat, wo in einer Tiefe von 900 bis 1000 Fuß Menschen arbeiten müssen, ist eine beständige Erneuerung der Luft und eine Zuführung von der Erdoberfläche her notwendig, weil die Kohlenwände giftige Gase aushauchen, welche die Luft derartig verderben, daß sie zum Atmen nicht mehr geeignet ist, ganz abgesehen von den Explosivmengen, den sogenannten schlagenden Wettern, welche durch Mischung der Gase mit der atmosphärischen Luft entstehen und fürchterliche Katastrophen für die Bergleute und das Bergwerk herbeiführen. Die Aufstellung



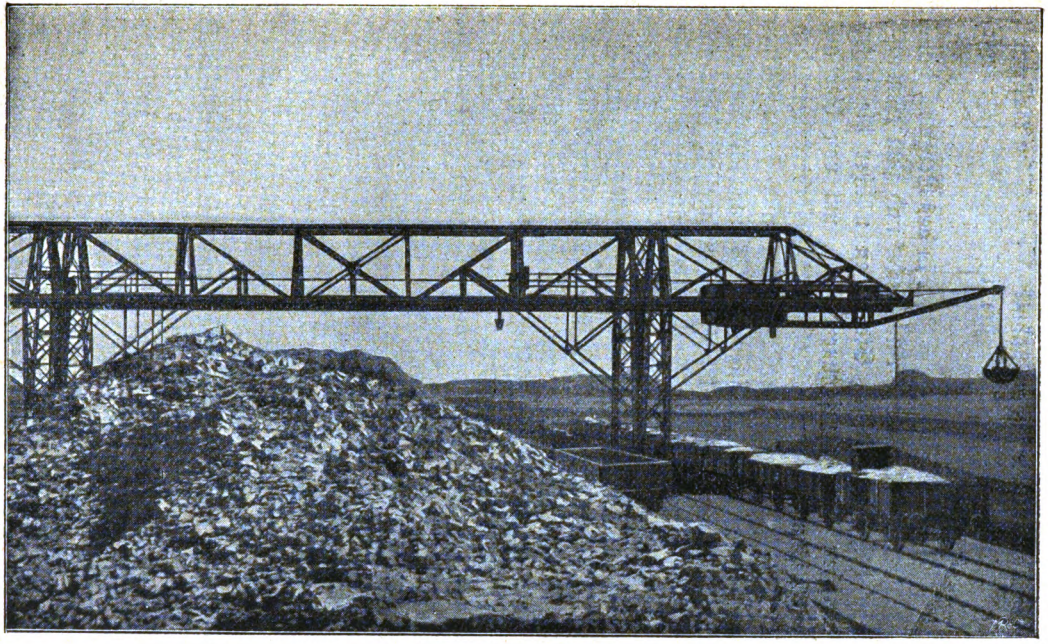
Elektrischer Stossbohrer im Wettbewerb mit dem Luftbohrer.

von Ventilatoren ist daher eine dringende Notwendigkeit. Diese Ventilatoren konnte man früher nur mit Dampf betreiben. Man mußte dann eine Dampfleitung legen, die Hunderte von Metern lang und mit einer kostspieligen Isolierschicht umgeben war, damit die Röhren nicht dem Dampf auf dem Wege bis zur Verwendungsstelle gar zu viel Wärme entzögen. Auch diese kostspielige Leitung für den Dampf ist jetzt überflüssig; man legt Drähte, stellt einen kleinen Motor auf, und dieser treibt die Ventilatoren mit der fünffachen Geschwindigkeit, mit der früher die Dampfventilationsapparate arbeiteten.



Elektrische Förder- und Ladebrücke.

Sehr unangenehm bemerkbar machte sich auch unter der Erde der verbrauchte Dampf bei den Ventilatoren; man mußte ihn in die Strecken puffen lassen, und er erzeugte schlechte Luft und viel Nässe, so daß die



Elektrische Erzladevorrichtung. Nutzlast 3000 Kilogramm.

Ventilatoren, die fast ausnahmslos aus Eisen konstruiert sind, leicht rosteten und sich infolgedessen sehr rasch abnutzten.

Begeben wir uns noch tiefer in das Bergwerk hinab bis zur sogenannten „Grundstrecke" und zum „Sumpf", das heißt der tiefsten Stelle, an welcher die unterirdischen Wasser zusammenlaufen, um von hier aus durch Pumpen an die Erdoberfläche befördert zu werden. An Stelle der früheren kolossalen und schwerfälligen Apparate, der Ventilkästen, der Gestänge und doppelten Rohrleitungen von kolossalem Durchmesser, sehen wir die modernen Riedlerschen Expreßpumpen aufgestellt, die ebenfalls durch die Elektrizität in Gang gesetzt werden, und dadurch, daß der elektrische Strom eine bedeutende Geschwindigkeit in der Umdrehung ermöglicht, mit einfachen Mitteln viel Bedeutenderes leisten als die frühere Dampfmaschine. Selbst wenn ein neuer Schacht senkrecht in das Erdinnere hineingetrieben wird, leidet die Arbeit schon unter den aus der Erde hervordringenden Wassern. In dem engen Schacht ließen sich zwar Pumpen aufstellen, aber die Zuleitung des Dampfes war recht unbequem. Heute erleichtern sehr geschickt konstruierte Abteufpumpen, welche sehr wenig Platz einnehmen und daher bequem im Schacht aufgestellt werden können, die Arbeit dem Bergmann außerordentlich.

Auch über der Erde sehen wir die Elektrizität als hilfsbereite Zauberkraft im Förderungsbetrieb an den verschiedensten Stellen. Höchst originell ist zum Beispiel das Erztransportband. Mit Hilfe der Elektrizität wird ein sogenanntes endloses Band, bestehend aus einem etwa 25 Centimeter breiten Leinwandstreifen, in gleichmäßigem Tempo fortbewegt. Dieses Band verbindet die sogenannte Separationsanlage, in welcher

die aus dem Bergwerk kommenden Erze oder Kohlen mit Hilfe von Trommeln und Sieben, die elektrisch in Bewegung gehalten werden, nach der Größe sortiert werden, mit der Kesselanlage. Sogenannte Kleinkohlen, welche sich sehr gut zum Kesselheizen eignen, fallen ununterbrochen auf das Band und werden durch die Fortbewegung desselben bis zu den Kesseln geführt, wo die Kohlen in Trichter fallen, aus denen sie ganz automatisch und ohne menschliche Kraft den Feuern unter den Kesseln zugeführt werden. Nur ein geringer Teil der aus dem Bergwerk heraufgeholten Kohlen wird natürlich zum Heizen der Kessel verwendet; der weitaus größte Teil wird in die Eisenbahnwagen verladen, um in alle Welt verschickt zu werden. Den Weg vom Schacht bis zum Eisenbahnwagen legen die Steinkohlen oder die Erze, die aus dem Bergwerk heraufgeholt wurden, ebenfalls auf elektrischen Eisenbahnen zurück. Auch das Umladen der Kohlen oder Erze aus den Förderkarren in die Eisenbahnwagen, die sie in alle Welt hinaustragen, wurde früher durch Dampfkrane und durch mit Dampf bewegte Förder- und Ladebrücken besorgt, während jetzt an deren Stelle mächtige Förder- und Ladebrücken getreten sind, deren bewegende Kraft die Elektrizität ist. Gerade im Bergwerksbetrieb sehen wir also über und unter Tage die Elektrizität in einer Weise praktisch verwendet wie kaum bei irgend einer anderen industriellen Thätigkeit der Neuzeit.

Zigeuner sind ehrlich.

Eine heitere Geschichte aus Slawonien. Von Roda Roda.

(Nachdruck verboten.)

Als ich noch ein kleines Mädchen war, an die zehn Jahre alt, wohnte mein Vater auf der Pußta Jlinci. Eines Tages fiel es mir ein, den alten Zigeuner Avram zu besuchen. Er wohnte einen Büchsenschuß weit von der Pußta am Anfang des Dorfes Jlinci in einer Lehmhütte.

„Guten Tag, mein goldenes, süßes Fräuleinchen," grüßte er, „es ist schön, daß du dich deines alten Freundes erinnerst."

„Gott helfe bei der Arbeit, Onkel Avram. Ich komme mit einer Bitte."

„Mit einer Bitte, Rubinblume? Was mag das für eine Bitte sein?"

„Man hört so viel von Dieben erzählen, und ich bin neugierig, einen zu sehen. Möchtest du mir nicht einen Dieb zeigen? Nicht einen gewöhnlichen Gänsedieb, wie der Jvo einer ist, auch keinen, der nur Trauben stiehlt, wie Schweinehirts kleiner Stephan; nein, weißt du, einen wirklichen, richtigen Spitzbuben."

Der alte Zigeuner schüttelte verwundert den Kopf.

„Was doch die Herrenleute für Einfälle haben schon von Kind auf! Du willst Diebe sehen und kommst zu den Zigeunern? — Zigeuner sind ehrlich, Euer Gnaden, kleines Mädchen — nur schrecklich arm. Sie müssen Kessel flicken und allerhand Schmiedearbeit thun für eine Handvoll Weizen — und doch verhungern, wenn ihnen nicht gute Menschen hie und da einen Löffel Schmalz dazu geben. — Sag, hast du nicht einen Löffel Schmalz bei dir, gute Tochter, oder eine Pfeife Tabak? Du hast noch nie so tanzen gesehen, wie der alte Avram tanzt, auf alte Zigeunerart über zwei Axtstiele. Zahl, gute Tochter, zahl — du wirst es nicht bereuen. Das können nicht alle Zigeuner, wie eine Kröte über zwei Axtstiele hüpfen."

Ich gab ihm zehn Kreuzer. Er küßte mir die Hand. „Und wo sind die zwei Axtstiele, Euer Gnaden, kleines Mädchen, daß ich dir wie eine Kröte nach alter Zigeunerart darüber hüpfe? Hast du sie mitgebracht, gute Tochter? Denn, wisse, der alte Avram ist so arm, daß er keine Axt im Hause hat. Wieviel Geld könnte sich der alte Avram von Herrschaften und Grafen verdienen, wenn er zwei kleine, hübsche Aexte hätte, um auf alte Zigeunerart darüber zu hüpfen! Geh, meine süße Braut, geh nach Hause und hol zwei solche Dinger her — es wird dich nicht gereuen."

„Nein, nein," antwortete ich, „Aexte darf ich dir nicht bringen, Papa duldet es nicht. Weißt du noch, wie böse er war damals, als ich dir ein Kalb gab für eine Maultrommel?"

„Freilich weiß ich's noch, Töchterchen. Das Kalb ist derweil ein großer Stier geworden und weidet beim herrschaftlichen Vieh. So oft ich ihn sehe, kommen mir die Thränen in die Augen, und auch der Stier blickt mir so traurig nach. Was hat er für ein Leben

dort in der großen Herde? Bei mir wär' er der einzige gewesen, ich hätt' ihn wie einen Sohn gehalten. Erst unlängst lief er mir wieder nach und brüllte. Er weiß es ganz gut, daß er von Rechts wegen mir gehört — durch redlichen Handel."

„Die Maultrommel war aber nur vier Kreuzer wert," wandte ich ein.

„Kind, das sagen die Leute, die sich darauf nicht verstehen. Es ist ein großer Unterschied zwischen Maultrommel und Maultrommel. Meine war aus Amerika, ich hatte sie von meinem süßen Schwiegersohn, der dort Bärentreiber war. Mein leiblicher Bruder, der jetzt in Londonland Geiger des Königs ist, kann es bestätigen."

„Avram," unterbrach ich, um endlich zur Sache zu kommen, „sieh, hier hab' ich einen Silbergulden, den mir meine Großmutter schenkte. Ich gebe dir ihn, wenn du mir einen Dieb zeigst."

„Gieb, goldenes Grafenkind, gieb mir ihn. Der alte Avram wird tanzen."

„Tanzen sollst du nicht. Du sollst mir einen Dieb zeigen."

„Einen Dieb? Woher nehmen und nicht stehlen? Doch ich will's versuchen, Euer Gnaden, mein Mädchen. Ich will's versuchen. Nichts ist dem alten Avram zu schwer, wenn du es verlangst. Wir wollen zusammen fortgehen, einen Dieb suchen. Komm, komm, Töchterchen."

Avram holte einen großen Sack aus der Hütte, warf ihn über die Schulter, und wir gingen.

Die Sonne brannte heiß, der Staub war knöchelhoch. Nie zuvor war ich so weit zu Fuße gewandert.

„Sind wir bald am Ziel, Avram?"

„Noch ein kleines Stündchen, Kind, dann zeig' ich dir einen Dieb."

„Einen wirklichen, richtigen?“

„Kind, vor dem, den ich dir zeige, haben selbst die Gendarmen Angst. Wenn dir der arme Avram einen Dieb zeigt, so ist es kein hergelaufener. Siehst du den Turm? Das ist das Schwabendorf. Dort werden wir ruhen, Wasser trinken und einen Dieb ansehen.“

Avram schritt wieder aus und warf seinen Sack herum.

„Was klirrt da in deinem Sack?“ fragte ich.

„Das Handwerkszeug zum Kesselflicken: Hammer, Nägel, Nietenkopf, Amboß, Lötkolben, Zinn, Holzkohle und sonst noch allerlei.“

„Du willst Kessel flicken, Avram?“

„Wie klug du bist — alles errätst du. Dir bleibt das Geheimste nicht verborgen. Hast du auch noch deinen Gulden, den du dem armen Avram geben wolltest?“

Ich fühlte ihn in meiner Tasche und bejahte.

„Thu ihn lieber in deinen seidenen Kittel, Töchterchen, daß du ihn nicht verlierst.“

Ich gehorchte. „Höre, Avram, was für einen eigentümlichen Ring hast du da?“ Er war von Eisen und trug eine Spitze, die einem Hufstollen glich.

„Der Ring, gräfliche Rubinblume? Der Ring? Wie du ihn gleich erspähst! Das ist der Arbeitgeber des armen Zigeuners. Solange ich den trage, giebt's Kessel zu flicken.“

„Ist das ein Zaubermittel?“

„Ein arabischer Zauber. Er lenkt mich gleich dahin, wo ich Arbeit finde.“

„Das möchte ich sehen.“

„Geruhe nur einen Augenblick Geduld zu haben — du sollst es sehen.“

Indessen waren wir im Schwabendorf angekommen,

aber Avram ging stumm an den ersten Höfen vorüber. Da sei er unlängst eingekehrt, vertraute er mir an. Erst ins sechste oder siebente Bauernhaus trat er vorsichtig ein. Die Hunde kläfften wie toll. Eine Frau erschien im Säulengang.

„Hej, silberne Frau Mutter," rief Avram, „habt Ihr löcherige Kesselchen in Eurem Steinhause? — Hundert Jahre mögt Ihr leben und Brot mit einem Zahne kauen für ein wenig Arbeit."

„Nichts da — pack dich, Zigeuner!" schrie die Frau barsch, und die Hunde heulten noch ärger.

„Hej, Schaffnerin, so laßt mich doch Eure Kesselchen sehen, vielleicht haben sie hie und da eine Lücke, klein wie ein Nadelöhr. Flick' sie heute, kostet's ein Gerstenkorn; morgen hat das Feuer schon den Boden weggebrannt und den Trank statt der Schweine gesoffen."

Alles Reden war umsonst — die Frau zeigte ihre Kessel nicht.

„Weiter denn in Gottes Namen," sagte Avram und ging wieder an einigen Thüren achtlos vorüber, ehe er eine neue öffnete. Diesmal traf er eine junge Bäuerin, die freilich auch keine Arbeit für ihn hatte, aber die Kessel doch wenigstens untersuchen ließ.

„Du schaust vergebens nach schadhaften Stellen," sagte die Frau und lächelte.

„Dankt Gott, Hausfrau, daß ich gekommen bin, denn seht, hier ist ein Loch." Und wirklich steckte der Zigeuner seinen Finger durch das Kesselblech. Die Frau war bestürzt und wollte es erst gar nicht recht glauben, dann aber bat sie Avram um Hilfe. Unter einem Maulbeerbaum am Brunnen entfachte der alte Zigeuner sein Feuer und nietete und hämmerte drauf los. Es gab dann noch ein langes Feilschen um den Preis, und weiter ging's — mit wechselndem Glück.

Gegen Abend sagte Avram: „Siehst du nun, Euer Gnaden, wie mich der Ring führt?"

„Er führt?"

„Etwa nicht? Wo ich einen Kessel ansehe, ist er durchlöchert wie mein Hut."

„Unsinn! Ich hab's schon bemerkt, wie du es machst, Avram. Wo ein Strich mit roter Kreide an der Thür ist, da trittst du ein. Wer hat den Strich gezogen? Wohl andere Zigeuner, die vor dir da waren?"

„Kind, du irrst. Alles macht mein arabischer Zauber."

„Das glaub' ich wohl. Sowie man dir einen Kessel in die Hand giebt — knacks! — bohrst du ein Loch mit dem Stollen des Ringes ein."

Avram beteuerte bei allen Heiligen seine Unschuld, aber ich glaubte ihm nicht, nur zu deutlich hatte ich beobachtet, wie er mit dem Ringe die Kessel durchlöcherte.

„Wenn du so sprichst, Tochter, dann geh lieber deiner Wege. Es ist spät — du kannst nicht immer beim armen Avram bleiben, der ohnehin so viele Kinder zu ernähren hat."

„Aber du wolltest mir doch einen Dieb zeigen?"

„Morgen — nächstens," brummte er unfreundlich, „wenn du artiger bist."

„Avram — meinen Silbergulden schenk' ich dir, wenn du's heute thust," bat ich.

Er blickte auf und lachte: „Einen Dieb? Für einen Silbergulden? Hm! Kind, wo hast du denn deinen Silbergulden?"

Ich griff in die Tasche — ich suchte und suchte — — nichts! Mein Gulden war fort!

Je mehr sich mein Gesicht in die Länge zog, desto vergnüglicher schmunzelte der alte Avram. „Töchterchen, wenn du nächstens Diebe sehen willst, darfst du sie nicht bei den Zigeunern suchen. Zigeuner sind ehrlich,

süße Rubinblume. Zigeuner sind ehrlich wie die Heiligen."

„Avram, du hast mir den Gulden gestohlen!" rief ich und wollte weinen.

„Gestohlen? Gestohlen? Ei, so geh doch nach Haus und leg dich in dein herrschaftliches Bett, wenn du wahr gesprochen hast, denn du hast einen Dieb gesehen. Morgen aber bring mir den Gulden, den du mir als Lohn dafür schuldig bist; und bring auch zwei Aexte mit, damit ich nach Zigeunerart darüber hüpfen kann, Töchterchen, ganz wie eine Kröte — ganz wie eine Kröte. Du hast noch nie was Hübscheres gesehen."

Von Boulogne bis Vlissingen.

Küstenbilder vom Kanal und von der Nordsee.

Von Ernst Binder.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

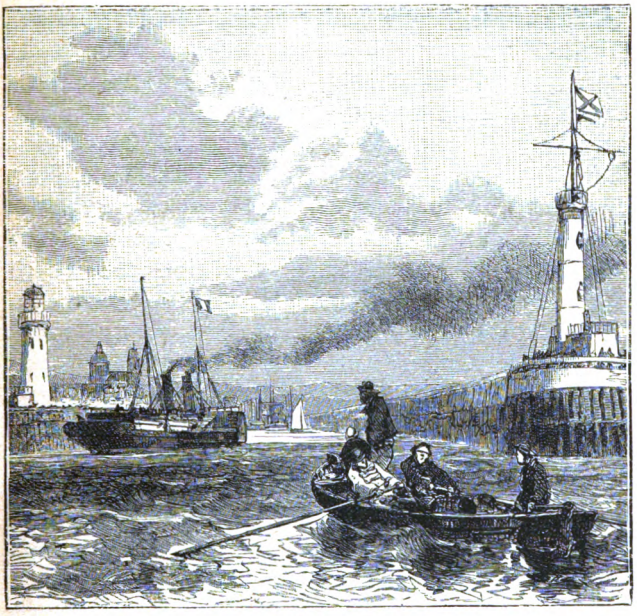
In vier Stunden bringt uns das Dampfroß von Frankreichs Hauptstadt an das Ufer des Kanals oder Aermelmeeres nach Boulogne sur Mer, einem der wichtigsten Ueberfahrtspunkte nach England. Alljährlich verkehren zwischen dieser alten und durch Forts verteidigten Seestadt im französischen Departement Pas de Calais und dem gegenüberliegenden englischen Hafen Folkestone über eine Viertelmillion Reisender, und diese Lage an dem französisch-englischen Verkehrswege hat auch wesentlich dazu beigetragen, Boulogne zu einem sehr beliebten und eleganten — nebenbei bemerkt aber auch recht teuren — Seebade zu machen.

Die Stadt liegt an der Mündung des Lianeflusses in den Pas de Calais, wie bekanntlich die schmalste Stelle des Kanals genannt wird, und nimmt sich vom Meere her gesehen äußerst malerisch aus. Um uns davon zu überzeugen, benutzen wir eine der Vergnügungs-

jachten, zu deren Besteigen der Fremde im Hafen auf Schritt und Tritt eingeladen wird, um damit entsprechend weit ins Meer hinauszufahren. Weiß schimmern zur Linken die steilen und kahlen Klippen des Kaps Grisnez (graue Nase) nach dem Wenden zu uns herüber; hier fand am 15. Juni 1785 der kühne Luftschiffer Pilâtre de Rozier bei dem Versuche, von Boulogne nach England überzusetzen, mit seinem Begleiter, dem Physiker Romain, den Tod, nachdem der Ballon in Brand geraten war. Dann liegen die beiden Leuchttürme vor uns, welche die Hafeneinfahrt von Boulogne bezeichnen, und zur Rechten erheben sich wiederum weiße Kreideklippen, die in der Urzeit mit denen Englands vereinigt waren. Die letzteren sehen wir, wenn wir ins Meer hinausschauen, am äußersten Horizont deutlich erkennbar von Folkestone herüberschimmern.

Die hohe Klippenkette vor uns wird von dem weiten Thal der Liane unterbrochen, und in dieser Niederung, sowie an den beiderseitigen Berglehnen breitet sich die Stadt mit ihren vielen Türmen und Kuppeln aus, über denen auf einer die Stadt beherrschenden Hochfläche ein 54 Meter hoher Obelisk mit der Bronzestatue Napoleons I. emporragt. Boulogne zerfällt in die enge und unregelmäßige, von Mauern eingeschlossene Oberstadt, von wo der Blick seewärts bis nach Dover reicht, und der neueren Unterstadt, die sich am Strand längs des Flusses hinzieht; hier ist der Sitz des Handels, hier findet man die schönsten Straßen, Läden, Gasthöfe u. s. w. Unter- und Oberstadt verbindet die steile Rue grande; über die Liane führen drei Brücken hinüber zur Vorstadt Capécure mit den großartigen Hafenanlagen und dem Bahnhof. Hier befindet sich auch eine Badeanstalt, aber das eigentliche Seebad mit dem Kasino liegt nördlich von der Mündung des Flusses. Unter

seinen Besuchern während der von Mitte Mai bis Mitte Oktober dauernden Badezeit überwiegen die Söhne und Töchter Albions; auch unter der ständigen Einwohnerschaft befinden sich fast ein Sechstel Engländer, was



Die Hafeneinfahrt von Boulogne.

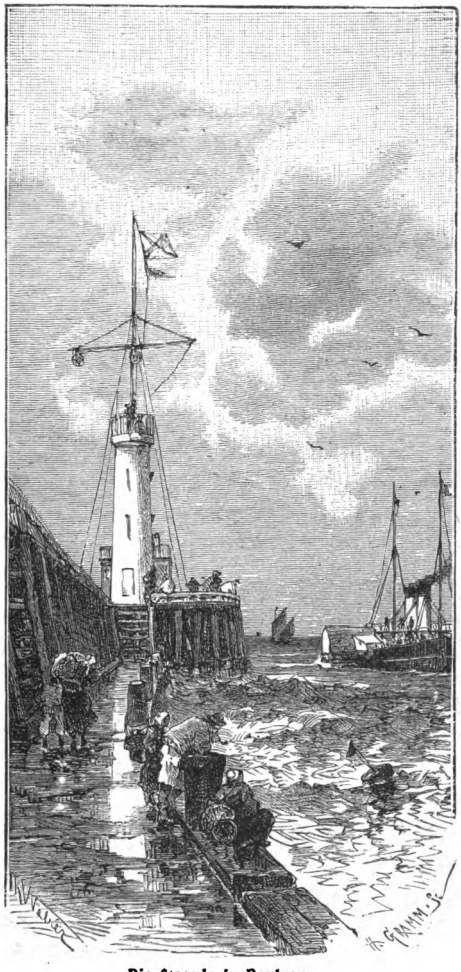
der ganzen Stadt einen gewissen englischen Anstrich gegeben hat.

Einen sehr beliebten Spaziergang der Badegäste, besonders gegen Abend, bildet die sogenannte Stacade (eigentlich Estacade = Pfahlwerk), ein langer Hafendamm; Ausflugspunkte, die man längs des ungemein malerischen Strandes erreicht, sind die Fischerdörfer Le Crotois und Le Portel. Durch die Porte de Calais

in der Oberstadt gelangt man auf die Tintelleries, eine prachtvolle Promenade; die schönste Aussicht aber genießt der Fremde vom Kalvarienberg aus. Auf dieser Seite, unfern der nach Calais führenden Straße, steht der oben erwähnte Napoleonsobelisk, die Colonne de la Grande Armée, daran erinnernd, daß wir uns hier auf sehr interessantem geschichtlichen Boden befinden.

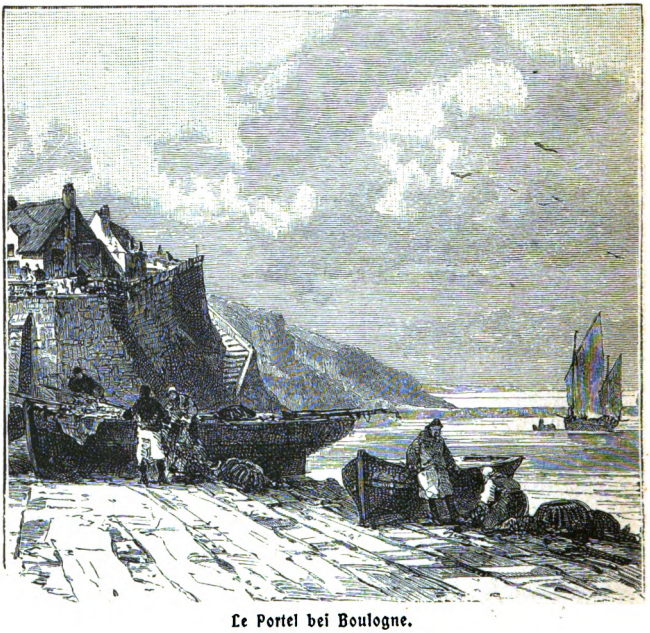
Schon ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt legten die Römer einen Hafen und eine Stadt, Bononia und später Bolonia geheißen, an, von wo sich die Kaiser Claudius und Hadrian nach Britannien einschifften. Konstantin weilte zweimal in der Stadt, die durch Karl den Großen befestigt, aber trotzdem von den Normannen eingenommen und ausgeplündert wurde. Das jetzige Stadthaus soll sich an der Stelle des Schlosses erheben, in dem 1061 Gottfried von Bouillon geboren ward. Im 11. Jahrhundert wurde Boulogne auch zur Hauptstadt einer eigenen Grafschaft erhoben, die zuerst einem Seitenzweig der flandrischen Grafen, dann 1360 bis 1477 zu Burgund gehörte; 1544 von den Engländern erobert, kam sie 1550 unter Heinrich II. an Frankreich, bei dem Landschaft und Stadt nun endgültig verblieben. Von Boulogne aus sind verschiedene kriegerische Unternehmungen gegen England eingeleitet worden: die älteste schon von Caligula, der hier einen prächtigen Leuchtturm erbaute, die letzte 18 Jahrhunderte später von Napoleon I. Bereits im Jahre 1801 hatte der ehrgeizige Korse hier großartige Rüstungen zum Zweck einer Landung in dem von ihm so leidenschaftlich gehaßten England begonnen. Nicht weniger als 200,000 Mann vereinigte er seit 1803 in dem großartigen Lager von Boulogne, viele Tausende von Schiffen in den Häfen. Dreimal besuchte er das Lager, ward aber dann doch durch den Ausbruch des Krieges mit Oesterreich an der Ausführung seiner Pläne

gehindert, worauf das Lager am 24. Auguſt 1805 wieder aufgehoben wurde. Napoleon hat übrigens in ſpäterer Zeit verſichert, es ſei ihm mit jener Landung niemals wirklich Ernſt geweſen, ſondern er habe mit der Drohung nur England in ſteter Angſt vor einer Invaſion erhalten wollen. Dieſen Zweck erreichte er auch in der That, und in zweiter Linie war es ihm unter dem Vorwand jener Landung möglich, ein gewaltiges Heer zu verſammeln, um es gegebenen Falls auf dem Feſtlande



Die Stacade in Boulogne.

zu verwenden. Diese Armee widmete ihrem kaiserlichen Feldherrn im Jahre 1804 zur Erinnerung an das Lager von Boulogne jenes Denkmal, das aber erst 1841 vollendet wurde. Inzwischen war am 6. August 1840

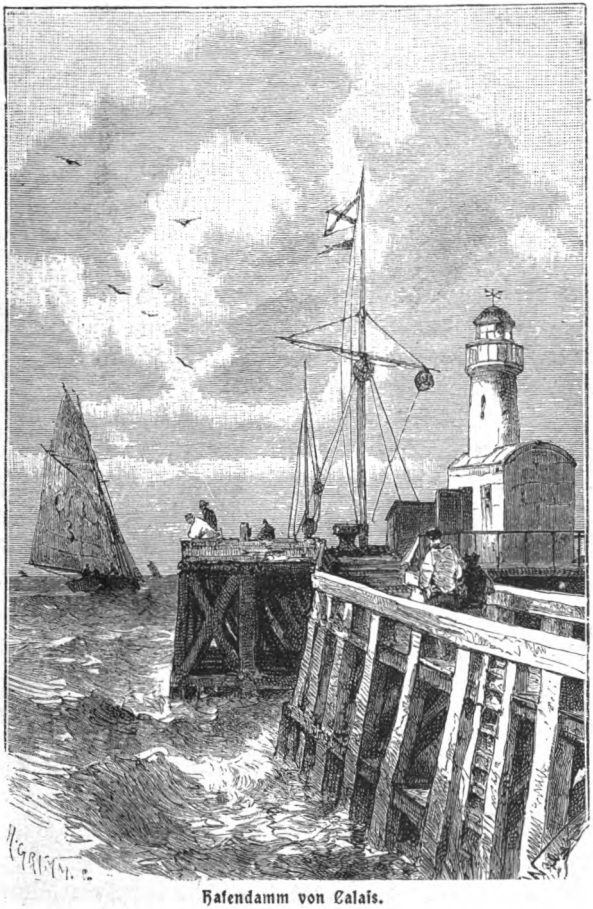


Le Portel bei Boulogne.

Boulogne das Ziel der abenteuerlichen Expedition des Neffen, Louis Napoleons, geworden, der nach dem kläglichen Scheitern dieses „Putsches" dann eine Zeitlang in der Citadelle der Stadt gefangen saß.

Von Boulogne bringt die französische Nordbahn den Reisenden in einer Stunde nach Calais, das dicht bei der schmalsten Stelle der Meerenge zwischen Frankreich und England liegt, die nach der Stadt „Pas de Calais"

benannt iſt. Nur 28 Kilometer beträgt die Entfernung nach dem gegenüberliegenden Dover, und obwohl die



Hafendamm von Calais.

Strecke zwiſchen Paris und London über Boulogne und Folkeſtone die kürzeſte iſt, zieht doch die Mehrzahl aller

Reisenden den Umweg über Calais aus Angst vor der Seekrankheit vor, weil die Fahrt über den Kanal auf dieser Route um ein Viertelstündchen rascher zu Ende geht. Dieser Bedeutung der Stadt als Hauptverkehrshafen zwischen Frankreich und England entsprechend sind neuerdings die Hafenanlagen vergrößert und vervollkommnet worden. Auf dem einen Hafendamm erhebt sich ein Leuchtturm und eine Signalstation. Aus dem Eisenbahnzuge kann man direkt in einen der großen, schönen Dampfer steigen, deren täglich drei bis vier nach Dover in kaum mehr als einer Stunde hinüberfahren, um dort ebenfalls direkt an die nach London fahrenden Züge anzulegen. Die Zahl der jährlich von einem Ufer des Kanals zum anderen Ueberfahrenden hat 300,000 längst überschritten.

Die Stadt selbst besteht aus der Altstadt und dem jetzt in ihre Befestigungen mit einbezogenen Industrieort Saint-Pierre lès Calais; sie ist eine Festung ersten Ranges. Die Altstadt zerfällt wieder in die vornehmere Oberstadt und die Unterstadt, den Mittelpunkt des geschäftlichen Treibens; beide zeigen in ihrer Bauart vlämischen Charakter, wie auch die Bewohner vorwiegend Vlämen sind, während von der Herrschaft der Engländer, die Calais von 1346 bis 1538 besaßen und es auch heute noch in großer Zahl bewohnen, wenige Spuren zurückgeblieben sind. Hervorragend ist die Tüll- und Spitzenindustrie der betriebsamen und verkehrsreichen Stadt, die seit dem Frieden von Vervins (1598) mit Frankreich vereinigt wurde. Auf der Höhe von Calais wurde am 29. Juli 1588 die spanische Armada vernichtet und am 21. Oktober 1639 die spanische Silberflotte durch den holländischen Admiral Tromp fast gänzlich zerstört.

Früher hielt man Calais für den Portus Itius,

Photographische Aufnahme von Leo Lewin in Halle.

Hafen von Ostende.

von dem aus Cäsar nach Britannien überfuhr. Es ist aber nachgewiesenermaßen der jetzt versandete Hafen von Wissant, der ungefähr halbwegs zwischen Boulogne und Calais liegt. Kaum ein Viertelstündchen westlich der letzteren Stadt trifft der Wanderer auf das alte bescheidene Fischerdörfchen Sangatte, das aber vor einer Reihe von Jahren viel genannt wurde. Die Gesellschaft, welche sich zur Herstellung eines unterirdischen Tunnels zwischen Frankreich und England gebildet hatte, ließ nämlich damals in der Nähe des Ortes umfangreiche Vorarbeiten ausführen, welche die technische Möglichkeit eines solchen Unternehmens ziemlich außer Zweifel stellten. Es scheiterte jedoch an der Weigerung der Engländer, die Herstellung eines Kanaltunnels aus Furcht vor einer Invasion in Kriegszeiten zuzulassen.

Eine Eisenbahnstunde über Calais hinaus, also östlich davon, treffen wir das schon nahe der belgischen Grenze gelegene Dünkirchen mit seinem hübschen Seebadeorte Rooseudaal, dessen Name uns schon verrät, daß hier im französischen Flandern alles durch und durch vlämisch geblieben ist.

Von dort aufwärts kann die ganze belgische Seeküste bis zur Scheldemündung gewissermaßen als ein einziger Seebadeort bezeichnet werden. „Nichts hat sich," wie der vielgewanderte Reiseschriftsteller Ernst v. Hesse-Wartegg zutreffend ausführt, „so rasch in unser modernes gesellschaftliches Leben eingebürgert als der Aufenthalt an der See. Wo hätten unsere Väter je daran gedacht, ihr liebes Aachen, Spa, Wiesbaden oder Homburg zu Gunsten eines Aufenthaltes an der kahlen, sandigen Seeküste zu opfern? Wo hätten sie geträumt, daß wir, ihre Kinder, auf unserer Reise dorthin mit Wohlbehagen an diesen großen, schönen Badeorten vor-

übereilen würden, ohne auch nur die Naſenſpitze, dieſen neugierigſten Teil des menſchlichen Körpers, aus dem Wagenfenſter herauszuſtrecken? Eine einzige Generation hat hingereicht, um aus den elenden, ganz vergeſſenen, vom Winde verblaſenen, ſandverwehten Fiſcherdörfern ſtattliche Städte mit großen Hotels, prachtvollen Strandpromenaden, mit Gas, Elektrizität, Eiſenbahnen und Telegraphen zu ſchaffen! Immer neue Namen tauchen

Kurhaus zu Oſtende.

im Baedeker und Murray auf, und während beiſpielsweiſe vor einigen Jahren erſt Heyſt und Wijk aan Zee „entdeckt“ wurden, ſind heuer Middlekerke, La Panne, Nieuport, Knocke und Gott weiß welch andere Seebadeorte an der Tagesordnung.“

Obenan unter ihnen ſteht als das größte, eleganteſte und internationalſte Seebad Oſtende. Seit Jahren iſt die Idylle und Gemütlichkeit, die früher dort zu finden war, aus Oſtende und ganz ebenſo aus dem benachbarten Blankenberghe verſchwunden. Oſtende namentlich iſt ein an die Seeküſte verpflanztes Stück Paris mit

allem Raffinement und Luxus, die das Seinebabel den bevorzugten Klaſſen bietet — natürlich auch mit entſprechenden Preiſen. Man geht dorthin, weil es Mode geworden iſt, und die Seebäder bieten vielen Beſuchern wohl im Grunde nur einen Vorwand für das üppige Wohlleben und die Vergnügungen an jenem Strande, wo großartige, glänzende Rieſenhotels, prächtige Villen, Klubs und Cercles ſich um den geräumigen Kurſaal, den Mittelpunkt des internationalen Treibens, in dem neuer-

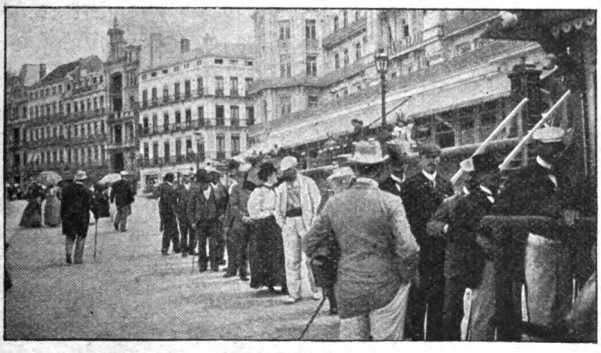
Zwiſchen den Badekarren.

dings auch das Glücksſpiel eine immer ſteigende Rolle einnimmt, gruppieren. Die Zahl der Badegäſte, unter denen ſich auch viele Deutſche befinden, pflegt gewöhnlich 12,000 im Jahre zu überſteigen.

Die Badeplätze liegen an der Südweſtſeite des Dammes, der ſich faſt anderthalb Kilometer weit an der Küſte von Nordoſt nach Südweſt entlang zieht, um jenſeits der ſchweizerhausartigen königlichen Villa ganz im Südweſten zu endigen. Er iſt aus mächtigen Steinblöcken erbaut, 10 Meter hoch und einſchließlich der Fahrſtraße 30 Meter breit. Beſonders um die Zeit des

Sonnenunterganges mit ſeinen wunderbaren Lichteffekten iſt der Damm mit Luſtwandelnden dicht gefüllt, die meiſt erſt in ihre Gaſthöfe und Penſionen zurückkehren, wenn der Leuchtturm jenſeits der Hafeneinfahrt längſt ſein fünfzehn Stunden weit leuchtendes Licht über die Meeresfläche wirft.

Für Oſtende beſonders eigentümlich iſt das gewaltige Anſtürmen der Wogen zur Flutzeit gegen den gewaltigen Steinwall des Dammes, an den ſich nordöſtlich die



An der Badekaſſe.

Eſtacade ſchließt. Sie beſteht aus zwei ſich weit in die See hinein erſtreckenden Doppelreihen eingerammter kurzer Pfähle (franzöſiſch: estaches, engliſch: piers), welche die Einfahrt in den Hafen ſchützen und oben mit Bohlen belegt ſind. Auf dieſen ſtehen Bänke, die immer beſetzt ſind, weil man hier die reine Seeluft aus erſter Hand genießt und außerdem ſtets Anregung und Unterhaltung findet durch das Ein- und Auslaufen der Dampfer (Oſtende iſt auch wichtig als Endpunkt der Dampfſchiffahrtslinie nach Dover) und der Segelſchiffe. Der Hafen ſelbſt zerfällt in den Vorhafen, den Handels-

hafen mit Quainanlagen zum Verladen und den Binnenhafen. Ein großartiges Bassin (Bassin de Chasse) mit mächtigen Schleusenthoren ist deshalb angelegt worden, damit die während der Flut aufgespeicherten Wassermassen nachher durch die Wucht des Herausstürzens das Fahrwasser vertiefen sollen, was jedoch nicht in dem erhofften Maße der Fall ist. Die Hafeneinfahrt (Chenal) besitzt eine Länge von 150 Meter. Von dort kann man sich nach dem Leuchtturm übersetzen lassen, der 57 Meter hoch ist und eine weite Aussicht über das Meer und die Küste gewährt. Ist das Wetter hell und klar, so sieht man gegen Südwesten Nieuport, Furnes und sogar Dünkirchen; im Nordosten den Kursaal von Blankenberghe und im Osten die Türme von Brügge, der Hauptstadt von Westflandern, die mit der Nordsee durch zwei breite und tiefe, selbst größeren Seeschiffen zugängliche Kanäle in Verbindung steht, von denen der eine bei Sluys (l'Ecluse), der andere hier bei Ostende mündet.

Die Landseite des obenerwähnten Dammes ist von großartigen Hotels und prachtvollen Privatgebäuden besäumt. In der Mitte erhebt sich auf einem ins Meer hineingebauten Halbrund das Kurhaus. Es bildet den Mittelpunkt aller Vergnügungen des Ostender Badelebens, der Eleganz und des raffiniertesten Luxus, andererseits aber auch die Stätte, an der künstlerische Genüsse ersten Ranges dargeboten werden. Auf seiner Terrasse sitzend, kann man den Blick auf das weite Meer hinausschweifen lassen und sich in dies erhabene Schauspiel versenken, zu gleicher Zeit jedoch die Toiletten und Juwelen der dort versammelten internationalen Gesellschaft studieren.

Wer Ruhe liebt, sucht freilich besser den Strand auf, wo er zwischen den Hunderten von Badekarren, die dort umherstehen, sein Zelt aufschlagen kann. Will

man ebenfalls baden, ſo hat man vorher an der Badekaſſe ein Billet zu löſen. Am Strande iſt auch das Paradies der Kleinen, die dort mit lebhaftem Eifer ihre Sandburgen bauen, welche von der nächſten Flut unbarmherzig zerſtört werden. Die Direktion ſorgt für die Ergötzung der Kleinen durch allerlei Kinderfeſte, Kinderwettlaufen am Strande u. ſ. w., wie ſie auch durch allerlei Veranſtaltungen den Großen Unterhaltung und Abwechslung zu bieten beſtrebt iſt. —

Im Bade.

Blankenberghe, vier Stunden nordöſtlich von Oſtende, iſt in neuerer Zeit als Seebad mit dieſem in erfolgreichen Wettbewerb getreten, mit dem es durch eine Dampftrambahn verbunden iſt. Dieſer Marktflecken in der belgiſchen Provinz Weſtflandern, deſſen Badeſtrand, der mit dem von Scheveningen zu vergleichen iſt, die freie Nordſee beſpült, beſitzt einen neuen Zufluchtshafen und Leuchtturm. Als Seebad iſt Blankenberghe erſt ſeit 1840 aufgekommen, hat ſich aber in neuerer Zeit gewaltig herausgemacht und jährlich ſchon über 10,000 Gäſte aufzuweiſen.

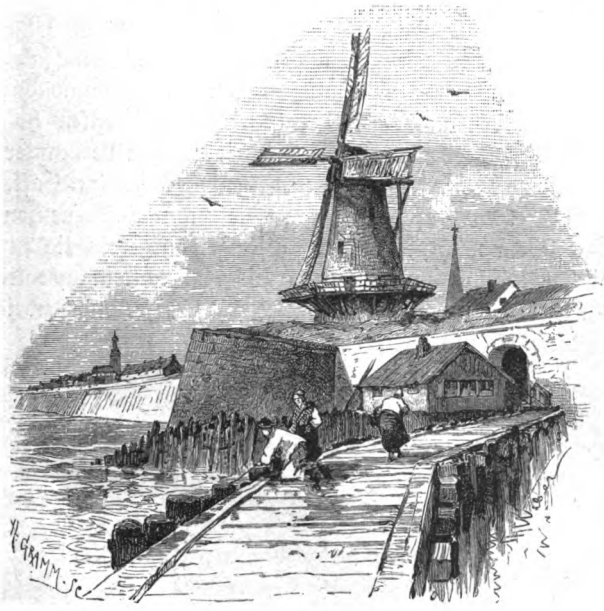
1860 hat man das elegante Kurhaus aufgeführt, und von Jahr zu Jahr mehren ſich die ſtattlichen Häuſer und Gaſthöfe auf dem Steindamme. Unverkennbar iſt auch hier das internationale Badetreiben mit ſeinem übertriebenen Luxus und anderen Schattenſeiten in der Zunahme begriffen. Es wird aber vorausſichtlich nie ſo überwiegend werden wie

Kinderwettlaufen am Strande zu Oſtende.

etwa in Oſtende, Dieppe oder Trouville, wofür ſchon die zahlreichen belgiſchen Familien ſorgen, die ſich hier auf der „Digue“ eine lange Reihe von Sommerhäuſern erbaut haben und ein höchſt ehrbares, ſolides Stammpublikum bilden.

Wer als Badegaſt hierher kommt, wird auch wohl nicht verſäumen, die benachbarten Bäder Heyſt und Knocke zu beſuchen und einen Ausflug über die holländiſche Grenze nach der idylliſchen Inſelwelt in den Scheldemündungen zu unternehmen. Da iſt vor allem die Stadt Vliſſingen in der niederländiſchen Provinz

Seeland, auf der Südküſte der Inſel Walcheren, wohin wir zum Schluß den Leſer führen. Die alte Hafenſtadt an der Mündung der hier 4250 Meter breiten Weſterſchelde, die durch einen Kanal mit Middelburg verbunden iſt, war früher Kriegshafen und ſtark befeſtigt,



Stadtumwallung mit Windmühle in Ulissingen.

iſt aber ſeit 1873 zu einem Handelshafen erſten Ranges umgebaut worden. Die anſehnlichen Werften und Baſſins in der Nähe des Bahnhofs weiſen auf die Bedeutung des Platzes hin.

Vliſſingen wurde 1585 an England verpfändet und von engliſchen Truppen bis 1615 beſetzt gehalten. 1808 wurde es dem franzöſiſchen Kaiſerreich einverleibt,

aber am 17. August 1809 mußte sich die Festung den Engländern ergeben, die bei ihrem Abzug die Festungswerke und alle von Napoleon I. hier angelegten größeren Etablissements zerstörten. Dem Aussehen nach steckt die interessante Stadt noch ganz in vergangenen Jahrhunderten, wie jener noch erhaltene Teil der Stadtumwallung, über den eine Windmühle hervorragt, zeigt. Sehenswert ist die Jakobskirche aus dem 14. Jahrhundert, die Altertumssammlung im Rathaus und das Denkmal des am 24. März 1607 hier geborenen holländischen Seehelden Michael Adriaanszoon de Ruyter.

Kleine Dampfer vermitteln den Verkehr im Hafen nach Breskens auf dem linken Ufer und nach Terneuzen. Vor allem wichtig ist aber Vlissingen gegenwärtig für die Ueberfahrt nach England mit dem Landungspunkte Queenborough, welche die Gesellschaft „Zeeland" zweimal täglich unterhält.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die erste Fuchsie. — Es war im Jahre 1832. In einem der damaligen Vororte Londons lebte ein geschickter Gärtner, weit und breit bekannt als „der alte Lee". Der führte eines Tages einen Freund auf seinem vielfarbigen, köstlich duftenden Terrain und in seinen wohlbesetzten Gewächshäusern umher und zeigte ihm mit berechtigtem Stolze seine mannigfachen Pfleglinge. Der Freund bewunderte die Schätze, die sich vor ihm aufthaten, schien aber fortwährend etwas zu suchen, was selbst dieser Gartenkünstler ihm nicht vorführen konnte. Zuletzt platzte er denn auch glücklich damit heraus.

„Was Sie mir hier zeigen, ist ja allerdings großartig," gestand er zu, „aber eine so reizende Blume, wie ich kürzlich in Wapping gesehen habe, können Sie doch in Ihrer ganzen Sammlung nicht aufweisen."

„Nicht möglich! Was für eine Wunderblume war denn das?"

„O, ein feines, zierliches Bäumchen mit schwankenden Zweigen, von denen die tiefroten Blüten in Büscheln wie kleine Quasten herabhängen, in der Mitte wie mit einem purpurroten Röckchen versehen, aus dem die langen gelben Staubfäden in einem anmutigen Bündel hervorhängen, alles nickend und schaukelnd, leicht und gefällig."

Der alte Lee war sofort Feuer und Flamme und ruhte nicht eher, als bis er die genaue Adresse der Besitzerin dieses Kleinods erfahren hatte, das seinesgleichen noch nicht besaß. Unverzüglich setzte er sich auf die Post und fuhr nach Wapping, wo er das ihm bezeichnete Haus aufsuchte und thatsächlich schon von außen auf dem Fenstersims die Pflanze prangen sah, die sein Freund ihm so naturgetreu beschrieben hatte. Er stand lange davor und bewunderte sie, denn etwas so Reizendes hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Dann trat er in das bescheidene Häuschen und redete die Bewohnerin also an: „Meine gute Frau, Sie haben da ein allerliebstes Töpfchen im Fenster stehen, das möchte ich Ihnen gern abkaufen."

„Es thut mir leid, mein Herr, aber das Bäumchen kann ich Ihnen für alles Geld nicht ablassen. Mein Mann hat es mir aus Westindien mitgebracht. Er ist wieder fort, und um seinetwillen muß ich das Pflänzchen hegen und pflegen, sonst würde er es mir schön übelnehmen."

„Ich muß die Blume aber haben," erklärte der alte Lee, durchaus nicht eingeschüchtert.

„Daraus kann leider nichts werden."

Der Alte verschwendete keine Worte weiter, er trat einfach an den nächsten Tisch und kehrte seine Taschen um. Was da herauskam an Gold, Silber und Kupfer, war etwas über acht Guineen (168 Mark).

Die Eigentümerin der Fuchsie sah ganz geblendet auf diese große Summe, die der fremde Herr ihr da aufzählte. Sie lebte in Verhältnissen, die ihr diese Summe als einen unerhörten Reichtum erscheinen ließen.

„Das ist aber mächtig viel Geld," meinte sie unschlüssig und mit verlangenden Blicken.

„Nun, das alles gehört Ihnen, und das Bäumchen gehört mir. Ueberdies sollen Sie einen der ersten Ableger haben, die ich davon erziele, damit Ihr Mann Ihnen keine Scene macht, wenn er zurückkommt."

„Kann ich mich darauf auch verlassen?"

„Ganz bestimmt, Sie sollen ihn haben."

„Nun, dann will ich nichts weiter dagegen haben."

Eine Kutsche wurde gemietet, in der sich's der Blumenfreund so behutsam wie möglich mit seinem teuer erworbenen nickenden und schaukelnden Pflänzchen bequem machte. Das erste, was er that, ja was er schon während der Fahrt that, war, daß er jede Blüte abzupfte, jeden Blütenansatz aufs sorglichste zerstörte. Daheim angelangt, wurde das Bäumchen in die denkbar größte Anzahl von Schößlingen zerlegt, die mit aller Umsicht in Mistbeete verpflanzt wurden, wo sie schnell Wurzeln ansetzten und zu sprießen begannen. Sobald sie sich dazu eigneten, wurden die kleinen Pflänzchen geteilt und nochmals geteilt, bis sie sich zu einer großen Menge vervielfältigt hatten.

Als ihre Blütezeit im folgenden Sommer herankam, befand sich der glückstrahlende alte Lee im Besitze von fünfhundert kräftigen und wohlgebildeten Fuchsien, die alle eine reiche Blüte versprachen. Von den drei ersten, deren Blüten sich öffneten, wurde eine an die ursprüngliche Besitzerin nach Wapping geschickt, die nicht wenig entzückt darüber war, die beiden anderen wanderten in die Verkaufsräume des klugen Gärtners und erhielten einen recht in die Augen fallenden Standort.

Es entwickelte sich nun alles genau so weiter, wie der spekulative alte Lee erwartet hatte. Die erste Dame, die den Laden betrat, wurde sogleich von der neuen Erscheinung angezogen und blieb bewundernd vor ihr stehen.

„Aber bester Herr Lee, wo haben Sie denn diese entzückende Blume her?"

„Etwas ganz Neues, meine Dame, direkt aus Westindien. Hübsch, nicht wahr?"

„Hübsch? O ich bitte Sie, Herr Lee, unvergleichlich reizend ist sie! Was soll sie denn kosten?"

„Eine Guinee, meine Dame; gar kein Geld für diesen Phönix unter den Blumen."

Die 21 Mark nach unserem Gelde lagen sofort in Herrn Lees Hand, und die neue Sehenswürdigkeit trat die Reise in das Boudoir der eleganten Londonerin an. Kaum dort

angelangt, fand sie bereits eine neue enthusiastische Bewundererin.

„Aber, liebste Charlotte, wo hast du denn diese einzig schöne Pflanze aufgestöbert?“ wurde die Käuferin von ihrer Schwägerin in Empfang genommen.

„Ei, das ist eine Neuheit, soeben erst aus Westindien hier eingeführt. Ich entdeckte sie zufällig beim alten Lee. Allerliebst, nicht wahr?“

„Köstlich, ganz köstlich! Ist aber wohl schön teuer?“

„Eine Guinee, nicht mehr. Er hatte noch ein Exemplar von der Sorte.“

„Ah, das muß ich haben! Wenn mir bloß kein anderer zuvorkommt!“

Dampfend jagten die Pferde der Besucherin hinaus nach der entfernten Vorstadt, in der Lee sein großes Geschäft betrieb. Die zweite Guinee glitt in seine Hand, die zweite Fuchsie wanderte hinüber in das Boudoir einer vornehmen Dame. Bei beiden wiederholte sich dieselbe Scene mit kleinen Abänderungen wieder und immer wieder. Jeder, der sie sah, hatte nicht eher Ruhe, als bis auch er eine dieser neuen Prachtblumen sein eigen nannte. Der Gärtner brauchte sich um ihre Einführung durchaus nicht weiter zu bemühen, als indem er dafür sorgte, daß, sowie zwei Fuchsien verkauft waren, zwei andere aus den Gewächshäusern nach vorn in die Verkaufsräume geschafft wurden. Die Equipagen lösten sich nur so ab vor seiner Thür, die Guineen rollten in seine Hand, die zierliche neue Blume hielt ihren Einzug in jedem Salon.

Ehe die Blüteperiode der Pflanze in diesem Sommer zu Ende war, hatte der geschickte und erfahrene Mann von dem einen scheinbar so hoch bezahlten Bäumchen auf dem armseligen Fenstersims in Wapping eine Ernte von 500 Guineen eingeheimst, und draußen auf seinen Mistbeeten trieb und sproßte eine neue, noch ansehnlichere Kolonie, die ihm als Belohnung für seine Unternehmungslust und Sachkenntnis im nächsten Jahre einen noch reicheren Ertrag in Aussicht stellte.

Es war nicht mehr als ein Dezennium nötig, um die neue westindische Pflanze aus den Palästen der Reichen in die Häuschen der Minderbemittelten und von da in die Hütten der Armen zu verpflanzen und so zum Gemeingut aller zu machen. Klara Düsterhoff.

Neue Erfindungen: I. Ein Fernschreibapparat. — Dem Fernsprechapparat, dem millionenzüngigen Telephon, das seine Netze in wenigen Jahrzehnten über Städte und Länder gespannt hat, ist, so scheint es, ein ebenbürtiger Rivale an die Seite getreten — der Fernschreibapparat! Bei den außerordentlichen Diensten, die das Telephon dem Verkehr von Person zu Person wie dem Weltverkehr leistet, hat ein Mangel desselben sich vielfach störend erwiesen, seine Indiskretion. Es muß laut in den Apparat gesprochen werden, was ihn für geheime Mitteilungen oft unbrauchbar macht. Die telegraphische Uebermittelung von schriftlichen Aufzeichnungen unter Benutzung der Vorteile des vervollkommneten Mechanismus für den Telephonverkehr von Bureau zu Bureau hat daher schon geraume Zeit den Scharfsinn erfinderischer Köpfe beschäftigt. Der Teleautograph von Foster Ritchie, der kürzlich in Paris von der Akademie der Wissenschaften sehr beifällig begutachtet und dann in der Seinestadt ins praktische Leben eingeführt wurde, scheint das Problem gelöst zu haben. Dieser Fernschreiber besteht aus einem Pultchen, unter dessen Platte eine Rolle Schreibpapier sich befindet, die sich durch einen Spalt mechanisch auf das Pult abrollt, wenn man das Papier zum Schreiben benutzt. Ueber dem Pult ist auf vier Stützen ein kuppelförmiger Kasten angebracht, der ebenfalls eine Rolle Papier enthält. Dieser Apparat ist zur Aufnahme der Antwort bestimmt. Die Worte, die an dem einen Ende der Fernschreibverbindung der Korrespondent unten auf das sich aufrollende Papier schreibt, werden in dem Apparat am anderen Ende auf dem Papier des senkrechten Kastens mit Hilfe eines entsprechenden Mechanismus und der elektrischen Leitung genau wiedergegeben. Während des Prozesses rollt sich das Papier hinter einer Glasscheibe ab, durch welche

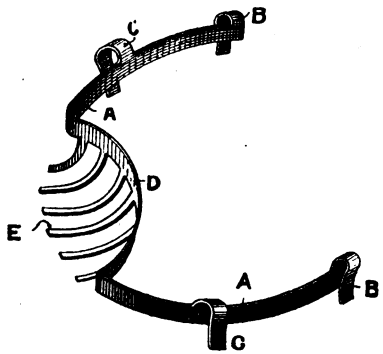
der Empfänger des telegraphierten Briefes denſelben bequem leſen kann. Geſchrieben wird mit einem einfachen Bleiſtift.

Der Fernſchreibapparat (Celeautograph) von Foster Ritchie.

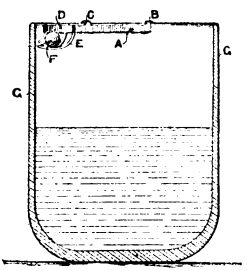
Der Apparat nimmt auch in Abweſenheit des Empfängers jede Depeſche auf; er giebt jeden Strich, der an einem Ende

der Verbindungslinie geschrieben wird, am anderen Ende auf das genaueste wieder. Jeder Apparat ist mit einer telephonischen Vorrichtung versehen, um dem Bedürfnis nach mündlicher Verständigung zu dienen. Die Korrespondenz wird gerade wie der Fernsprechverkehr eingeleitet. Auch Zeichnungen kann der Apparat mit Blitzesschnelle von Ort zu Ort übertragen. Wenn der Teleautograph Foster Ritchies in der Praxis das hält, was die ersten Versuche versprechen, dann dürfte die geniale Erfindung sehr bald allgemeine Anerkennung und Verbreitung finden. Der Fernschreibverkehr wird dann im modernen Verkehrsleben eine nicht minder wichtige Rolle spielen als der Fernsprechverkehr. H. P.

II. Vorrichtung zum Einnehmen von Pillen. — Gar manchem ist das Einnehmen von Pillen schon deshalb



Vorrichtung zum Einnehmen von Pillen. Fig. 1.



Vorrichtung zum Einnehmen von Pillen. Fig. 2.

unangenehm, weil die geschickte Einführung des Kügelchens in den Mund bei entsprechender Schluckbewegung des Schlundes ihm Mühe macht. Dem soll die obenstehend abgebildete Erfindung von J. Yates in London abhelfen. Die in Fig. 1 in perspektivischer Ansicht dargestellte einfache Vorrichtung besteht aus einem biegsamen Metallbande A, dessen mittlerer Teil D nach innen gebogen und mit korbartig nach vorn

gebogenen Zinken versehen ist. Diese Zinken E bilden einen Behälter für die Pille. Mit Hilfe der Haken B B, C C hängt man den Apparat am inneren Rand eines Wasserglases (Fig. 2, E) auf. Dann füllt man das Glas halb mit Wasser, thut die Pille F in den Behälter E und setzt das Glas an dieser Stelle zum Trinken an. Der erste Schluck wird die Pille in den Mund und in den Schlund hinunter spülen. B. H.

Standhaftigkeit. — Wenige Wochen vor der entscheidenden Schlacht bei Mamuret, welche die an der persischen Grenze wohnenden Kurden am 8. August 1837 wieder den Türken unterwarf, wurde einer der angesehensten Kurdenanführer gefangen in das Lager des Oberbefehlshabers der türkischen Armee, Hafiz Pascha, gebracht. Der Oberbefehlshaber und der Kadi der Armee erschöpften ihre ganze Ueberredungskunst, um von dem Gefangenen Nachrichten über die Kurden zu erlangen, aber vergebens. Da schwur Hafiz Pascha auf den Koran, er wolle den Kurdenhäuptling zum Obersten eines seiner Regimenter ernennen, wenn er ihm Mitteilungen über die Pläne und die Zahl der Kurden machen würde.

„Du täuschest dich, Pascha," entgegnete der gefangene Kurde, „wenn du einen Verräter in mir zu finden hoffst. Nachdem ich Anführer der Kurden gewesen bin, werde ich nie Anführer der Feinde meines Stammes sein. Und stünde ich an der Spitze eines deiner Regimenter, so würde ich meine Waffen gegen dich kehren, denn ein Verräter bin ich nicht. Gott hat mich in deine Hände gegeben, thue mit mir, was dir beliebt!"

Da Hafiz Pascha den Gefangenen auf die bisherige Weise zu keinen Aussagen zu bewegen vermochte, wandte er jetzt die Tortur an. Er ließ dem Kurdenhäuptling fünfhundert Stockschläge auf die Fußsohlen geben. Während der Gefangene die Schläge empfing, bat er um einen Tschibuk. Als man ihm diesen brachte, erhob er ruhig den Kopf, stützte ihn auf die rechte Hand und begann zu rauchen, als ob er gegen den Schmerz völlig empfindungslos

wäre. Von dieser Seelenstärke betroffen, unterbrachen die mit der Prozedur Beauftragten sich mehreremal.

Die entsetzliche Marter wurde am zweiten Tage wiederholt. Am dritten Tage wurde der unerschütterliche Kurde entkleidet und in einen großen Kessel kochenden Wassers gesteckt. Man hörte nicht auf, ihm dieselben Fragen vorzulegen, aber kein Wort entschlüpfte seinem Munde.

„Du antwortest nicht?“ fragte Hafiz Pascha. „Hörst du nicht meine Worte?“

Der Kurde erhob den Kopf, warf einen Blick des grimmigsten Hasses auf seinen Feind und entgegnete: „Allah sei Dank, meine Ohren sind nicht verschlossen, aber meine Zunge ist stumm!“

„Welche grausamere Marter können wir noch ersinnen,“ fragte der Kadi erbittert den Oberbefehlshaber, „daß wir diesen Menschen zum Sprechen bringen?“

Bei diesen Worten wurde das Gesicht des Gefolterten von einem erhabenen Stolze belebt. „Keine Marter,“ rief er aus, „könnte für mich schrecklicher sein, als ein Verräter meines Stammes zu sein!“

Dann aber zog der Kurdenhäuptling seinen Kopf unter die Wasseroberfläche und erstickte sich. M. S—l.

Der Kampf um ein neues Land. — Am 10. Juni 1886 scheiterte im Michigansee, ungefähr einen halben Kilometer von der Stadt Chicago entfernt, das Dampfschiff „Reutan“, dessen Kapitän und Eigentümer C. W. Streeter hieß. Das Schiff war nicht loszubringen, trotzdem man alle möglichen Versuche machte, und schließlich mußte man es seinem Schicksal überlassen. Das Wrack bildete aber ein eigentümliches Hindernis für die Sandmengen, welche durch die zeitweise sehr heftig auftretenden Stürme auf dem Michigansee von Norden her nach Chicago zu getrieben wurden. Die Uferstelle, an welcher das Schiff gescheitert war, vergrößerte sich infolgedessen so gewaltig, daß sich schließlich eine neue Halbinsel bildete.

Kapitän Streeter hatte natürlich aus dem Wrack alles Wertvolle entfernen lassen, und die zurückgebliebenen Holz-

und Eisenteile benutzte er dazu, um sich auf seiner Sandbank eine Anzahl von Gebäulichkeiten zu errichten, in denen er mit seiner Familie lebte und welche sowohl für die Hauswirtschaft als auch als Ställe für das Vieh gebraucht wurden, das für die Hauswirtschaft notwendig war.

Aber nicht nur nach Chicago zu, vom Wrack aus gerechnet, war durch den fortwährend angeschwemmten Sand festes Land entstanden, sondern auch nach Norden zu in den See hinein, so daß die Reste des Wracks des Dampfers „Reutan" heute ungefähr dreiviertel Kilometer im „Inland" liegen. Rechnet man die ganze Länge der so entstandenen Sandbank, so kommen ungefähr ein und ein halb Kilometer heraus, und da die Breite eine fast ebenso große ist, würde der Wert des Grund und Bodens, wenn man Chicagoer Grundpreise als Maßstab nimmt, viele Millionen Mark betragen.

Vier Jahre, nachdem der Schiffbruch erfolgt war, hatte die Sandbank schon ganz anständige Dimensionen angenommen, und eines Tages erschien ein Mann, der sich mitsamt seiner Familie auf dieser Sandbank ansiedeln wollte. Kapitän Streeter erklärte aber, die Sandbank sei sein Eigentum, sie sei gewissermaßen von ihm „entdecktes Neuland" und wies den Ansiedler energisch ab. Der neue Ansiedler aber weigerte sich, fortzuziehen, er errichtete vielmehr einen Zaun, welcher dem Kapitän Streeter den Zugang zu dem wirklichen Festlande vollkommen verlegte.

Streeter riß eines Tages mit seinen Leuten, die bei ihm bedienstet waren, diesen Zaun nieder, wobei sich ein regelrechter Kampf entwickelte. Sowohl Streeter als der Eindringling wurden schließlich verhaftet. Da indes weiter kein Unglück passiert war, da es sich also, nach Ansicht des Richters von Chicago, dem der Fall vorgetragen wurde, um eine Zivil- und nicht um eine Kriminalangelegenheit handelte, erklärte er sich für unzuständig und ließ die verhafteten Parteien wieder laufen.

Nun wurde es aber dem Kapitän Streeter völlig klar, daß er seine Rechte energischer wahren müsse. Er zog daher

nun seinerseits einen Zaun an der Stelle, wo die Sandbank das bisherige Festland von Chicago erreicht hatte. Er verweigerte allen, die nicht von ihm die Erlaubnis hatten, durch das Thor in dem Zaun auf die neue Sandbank zu treten, den Zutritt, gab aber, um sich besser verteidigen zu können, einer Anzahl von befreundeten Familien die Erlaubnis, sich auf seiner Sandbank anzusiedeln.

Eine breite, mit prachtvollen Häusern besetzte Straße Chicagos, die Norduferstraße, führte, bevor der Schiffbruch des „Reutan" erfolgte, bis unmittelbar an die Meeresküste. Diese Straße endete an der neuen Sandbank, und auch die Stadtbehörde von Chicago war überzeugt, die Sandbank sei ihr Eigentum, und sie sei berechtigt, Baustellen auf der neuen Sandbank zu vergeben oder für städtische Zwecke auszunützen. Es drohte Streeter und seinen Leuten ein Konflikt mit der Stadtbehörde, und um diesen zu umgehen, beantragte Streeter bei der Bundesregierung in Washington die Eintragung seines „neuen Staates" in das Register und Aufnahme seines Landes in den Verband der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In Washington wußte man nicht, was man thun sollte. Die betreffende Behörde, welche die Eintragung neuer Ländereien in die Liste der Bundesstaaten vornahm, konnte sich ebensowenig über das einigen, was zu geschehen habe, wie die Präsidenten und Minister, die in der Zeit seit 1890 in Amerika fungiert haben. Um dem Dilemma zu entgehen, gründete endlich Streeter seine neue Sandbank nach allen Regeln der Kunst als neuen Bundesstaat. Er berief die zwanzig Familien, die jetzt mit seiner Erlaubnis auf der neuen Sandbank wohnten, respektive die männlichen Mitglieder dieser Familien, zu einer Versammlung, in welcher die Bildung eines neuen Staates beschlossen wurde, der den Namen „Michiganse-Distrikt" erhielt. Die amerikanische Bundesflagge wurde als Staatsflagge angenommen, und man wählte aus den wahlberechtigten Mitgliedern dieses neuen Bundesdistrikts drei Richter, einen Militärgouverneur, Namens Niles, einen Bundesmarschall und be-

setzte noch andere Staatsposten. Sämtliche Staatsbeamte und Bürger des neuen Staates erklärten sich bereit, den Eid auf die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika abzulegen, und jetzt konnte man in Washington nichts mehr gegen die Eintragung einwenden.

Die zivilrechtliche Seite der Angelegenheit war damit aber noch lange nicht erledigt. Sowohl die Stadt Chicago als auch der Staat Illinois, zu dem Chicago gehört, beanspruchten vielmehr das Eigentumsrecht auf das Neuland, und am 25. April 1899 forderten die Staatsregierung von Illinois und das Stadtregiment von Chicago den Kapitän Streeter auf, alle Ansprüche auf die Sandbank aufzugeben und zu erklären, daß dieses neue Land unter der Regierung von Illinois stände. Streeter erklärte, er sei nicht zuständig, er habe irgend welche Zustimmung nicht mehr zu geben, da das neue Land ein Bundesstaat sei. Er verwies vielmehr die Behörde von Illinois und Chicago an das neue Gouvernement des Michigansee-Distrikts.

Das Gouvernement antwortete, daß es auf seinem Eigentumsrecht bestehe, und der Militärgouverneur Niles hatte sogar die Keckheit, der Stadt Chicago und dem Staate Illinois zu erklären, daß jedes gewaltsame Eingreifen als „Kriegsfall" betrachtet werden würde.

Diese Dreistigkeit empörte die Stadtbehörde von Chicago derartig, daß sie schon am nächsten Tage hundert Mann bewaffneter Polizei zur „Eroberung" des neuen Landes ausschickte. Aber Niles eröffnete ein rücksichtsloses Feuer auf die feindliche Macht, als diese sein Gebiet betrat, wobei es zu verschiedenen Verwundungen kam. Schließlich aber mußte sich Niles der Uebermacht ergeben und man brachte die Gefangenen nach Chicago. Vergeblich versuchte die Stadtbehörde einen Richter zu finden, der die „Rebellen", wie man in Chicago die Leute von der Streeter-Sandbank nannte, verurteilte. Die Stadt Chicago mußte die Gefangenen wieder freigeben, Streeter triumphierte, und Niles legte jetzt auf der Sandbank regelrechte Verschanzungen an, erbaute ein Fort, das den Namen „Fort Streeter" er-

hielt, und die Behörde von Chicago hatte nun den bodenlosen Aerger, drüben auf der Sandbank, auf dem Fort, die amerikanische Flagge flattern zu sehen, ohne daß sie vorläufig etwas dagegen thun konnte.

Ein ganzes Jahr lang ließ man den neuen Staat in Ruhe. Am 26. Mai 1900 aber entsendete der Staat Illinois, der nun seinerseits die Sache zu Ende bringen wollte, fünfhundert Unionssoldaten, unterstützt durch eine Anzahl von Chicagopolizisten, welche einen Sturm auf das Fort Streeter unternehmen sollten. Aber der Militärgouverneur Niles war wieder auf der Hut. Nach einem Feuergefecht von zwei Stunden hatten die Illinoissoldaten und Chicagopolizisten acht schwer Verwundete und eine Anzahl leicht Verwundete, während auf seiten der Sandbankbewohner nur ein junges Mädchen leicht verwundet war, das durch Zufall in die Schußlinie gekommen war. Als nun aber eine regelrechte Belagerung begann, hielt man es auf der Sandbank doch für angebracht, die weiße Flagge zu hissen.

Wiederum schleppte man die Besiegten nach Chicago und sperrte sie ein. Lange Zeit saßen die angeblichen Verbrecher in strenger Haft, während Streeter in Washington Himmel und Erde in Bewegung setzte, um zu erreichen, daß die Bundesregierung gegen den Staat Illinois und die Stadt Chicago wegen Friedensbruchs und Angriffes auf einen nordamerikanischen Staat vorginge.

Im Oktober 1900 kam endlich die Sache der „Rebellen" vor dem Kriminalgerichtshof zur Entscheidung, und wiederum endete die Verhandlung mit der vollen Freisprechung des Niles mit seinen Leuten. Ja, noch mehr: der Kriminalrichter erklärte, daß weder die Stadt Chicago noch der Staat Illinois auch nur das geringfügigste Recht hätten, mit bewaffneter Macht den „Michiganfee-Distrikt" zu betreten und daß die Bewohner vollkommen berechtigt seien, sich mit bewaffneter Hand jedem Eindringling zu widersetzen.

So steht die Sache bis jetzt, da man sich in Washington immer noch nicht entschließen konnte, von Bundes wegen

den Streit zwischen Illinois und Chicago einerseits und den Bewohnern der neuen Sandbank oder, wie sie sich stolz nennen: Michiganſee-Distrikts andererseits zu schlichten.

Die Bewohner des neuen Landes haben gehofft, daß der neue Präsident Roosevelt ihnen günstig gesinnt sein würde und sich für sie bei der Bundesregierung verwenden würde. Indes hat wohl auch der neue Präsident vorläufig mehr zu thun, als sich um diesen neuen Miniaturstaat zu kümmern, der durchaus in den Staatenbund aufgenommen werden will, und so wird bis auf weiteres die Angelegenheit des Michiganſee-Distrikts in der Schwebe bleiben, und vielleicht werden die nächsten Monate und Jahre noch neue interessante Konflikte zwischen den Bewohnern der Sandbank und dem benachbarten Festland bringen. A. D. Kl.

Das Geburtshaus der Kaiserin Josephine von Frankreich auf Martinique. — Die einst vielbeneidete Frau, die als Gattin des Generals Bonaparte am 2. Dezember 1804 Kaiserin der Franzosen wurde, ist die berühmteste Tochter der Insel Martinique, deren furchtbares Schicksal jetzt die Teilnahme der gebildeten Welt erregt. Als Tochter des königlichen Hafenkapitäns der alten Kolonialhauptstadt St. Pierre, Joseph Tascher de la Pagerie, kam sie dort am 3. Juni 1763 zur Welt. Bis zur Katastrophe, die am 8. Mai 1902 die Stadt vernichtete, war ihr Geburtshaus, das notdürftig geflickt sich bis in die Gegenwart erhalten hatte, eine von Fremden gern besuchte Sehenswürdigkeit. Das niedrige stallartige Gebäude gewann einen malerischen Reiz durch die wilden Bananenbäume und Aloen, die es umgaben Daran, daß hier einst die Wiege einer Kaiserin gestanden hatte, erinnerte freilich nichts. Das republikanische Frankreich hatte nichts übrig für die Kaiserin, deren Tochter Hortense die Mutter Napoleons III. war. Auch hat Josephine der Würde, die ihr der kaiserliche Gemahl verlieh, ehe er sich von ihr scheiden ließ, nur wenig Ehre gebracht. Mit 15 Jahren war sie von Martinique nach Frankreich gekommen, wo sie ein Jahr später ihren Landsmann, den Vicomte Alexandre Beauharnais, heiratete. Die Kinder

Das Geburtshaus der Kaiserin Josephine in St. Pierre auf Martinique.

dieser Ehe waren Eugen, der nachmalige Herzog von Leuchtenberg, und Hortense, die als Gemahlin des Königs Ludwig Bonaparte in Louis Napoleon dem Kaiserthron Frankreichs den einstigen Erben gebar. Die Revolution brachte 1794 den Vicomte aufs Schafott; auch Josephine war vom gleichen Schicksal bedroht, doch die Katastrophe vom 9. Thermidor rettete sie. Im Hause von Barras, der sie beschützte, lernte die junge schöne Witwe den General Bonaparte kennen, dessen energisches Wesen ihr imponierte. Aus Ehrgeiz erhörte sie seine Bewerbung. Während der Feldzüge ihres Gemahls in Italien und Aegypten führte sie in Paris und in Malmaison ein glänzendes, schwelgerisches Leben; nach seiner Rückkehr wußte sie ihn durch ihre Anmut und Koketterie schnell zu versöhnen, als er ihr voll Eifersucht die Treulosigkeiten vorwarf, deren man sie zieh. Ihre gesellschaftliche Geschicklichkeit vermittelte die Annäherung der royalistischen Partei an den jetzt die Kaiserwürde erstrebenden Gatten. Da ihre Ehe kinderlos blieb, sah sie in der von ihrem Gatten ersehnten Gründung einer Napoleonischen Dynastie eine Gefahr, der sie vergebens vorzubeugen suchte. Erst nach langem Sträuben stimmte sie der Trennung zu, die am 16. Dezember 1809 ausgesprochen wurde. Seitdem lebte Josephine mit kaiserlichem Titel und Glanze zu Navarre in der Nähe von Evreux und in Malmaison bis zu ihrem am 29. Mai 1814 erfolgten Tod. Vergeblich hatte sie sich nach dem Sturz des ungetreuen Gatten um die Erlaubnis bemüht, den Gefallenen nach Elba zu begleiten. Ihren Kindern aus erster Ehe war sie bis ans Ende eine fürsorgende Mutter. J. E.

Das gute Bett. — Der Dichter Karl Gutzkow, welcher Mitte der sechziger Jahre in Weimar lebte, pflegte des Abends noch spät zu essen, so daß er des Nachts oft nicht schlafen konnte. Statt aber der Ueberlastung seines Magens die Schuld zuzuschreiben, suchte er die Ursache in seinem Bette und seiner Matratze. Schon hatte er sich alle möglichen Vertiefungen oder je nach Bedürfnis Erhöhungen an seiner Matratze machen lassen, aber nichts wollte helfen, und er war ganz verzweifelt. Da mußte er einmal eine

kleine Reise machen, auf welcher er erst zwischen zwei und drei Uhr nachts in Dresden im „Hotel de Rome" anlangte. Gutzkow hatte einen Bärenhunger, da die Küche aber längst geschlossen war, mußte er hungrig ins Bett steigen. Er schlief so gut wie nie vorher und erwachte am Morgen gestärkt und wie neugeboren. Kaum aufgestanden, untersuchte er sofort das Bett und fand es tadellos. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er klingelte nach dem Wirte und fragte ihn, ob er ihm das Bett verkaufen wolle. Nach längerem Parlamentieren ging der Wirt darauf ein, und als Gutzkow einige Tage später nach Weimar zurückkehrte, fand er das Bett bereits vor. Nach seiner Gewohnheit ging er am Abend, nachdem er gut gegessen, in sein Stammlokal und verfiel da wieder in seinen alten Fehler, eine Menge Brötchen, sowie eine Entrecote mit Champignons und Madeirasauce zu sich zu nehmen. Als er dann spät in der Nacht hoffnungsvoll sein neues Lager aufsuchte, konnte er natürlich darin ebensowenig den Schlaf finden wie in seinem alten Bette. C. T.

Vom Besen. — Der Kehrbesen ist ein Ding, vor dem sogar die Hexen Respekt haben, denn eine Thürschwelle, auf der ein Besen liegt oder zwei in Kreuzform, kann, wie der allgemeine Aberglaube lehrt, von keiner Hexe überschritten werden. Eine Thür, gegen die ein Besen angelehnt steht, bleibt ihr verschlossen wie mit sieben Siegeln. Ein zur Taufzeit verkehrt an die Thür gelehnter Besen und das Ueberschreiten eines an den Boden gelegten durch die Taufzeugen schützt diese und besonders das Kind vor jeder Behexung. Auch bei Hochzeiten gewährt er diesen Schutz; dagegen darf während der Entbindung niemand im Hause über einen Besen wegschreiten, weil sonst das Kind mißrät. Glückbringend ist es, wenn man beim Beziehen eines neuen Hauses außer Salz und Brot auch einen abgenutzten Besen mitbringt. Tische und Bänke mit einem Besen abfegen, ist jedoch gefährlich, weil der, welcher es thut, von einer ansteckenden Krankheit befallen wird; wer sich auf eine solche Bank setzt, bekommt die Fallsucht.

Andererseits gewährt der Besen aber auch Schutz gegen Krankheiten. Warzen vertreibt man durch Reiben an einem Besen, den man vor dem Broteinschieben in den Backofen steckt. Um Wadenkrampf loszuwerden, braucht man nur einen Birkenbesen zum Schlafkameraden zu nehmen. Von Zahnschmerzen kann man sich befreien und sie auf andere übertragen, wenn man einen Besen in die Kirche legt; derjenige bekommt sie, der zuerst darüber wegschreitet. Mäuse vertreibt man aus einem Hause, wenn man am Tage vor Ostern alle Winkel mit einem neuen Besen oder einem am Gründonnerstag gekauften auskehrt. Schutz vor Blitzschlag, Hagel und sonstigen Unwettern gewährt ein unter den Dachfirst gesteckter Besen. Schiffer können sich günstigen Wind verschaffen, wenn sie einen abgenutzten Besen über Bord werfen; der Wind kommt von der Seite, nach welcher der Besenstumpf geworfen wurde. Wenn man sich nachts an einem Kreuzweg oder an der Stelle, wo die Grundstücke zusammenstoßen, auf einen Besen stellt, kann man in die Zukunft sehen. Ein Mädchen kann ihren künftigen Mann im Spiegel erblicken, wenn sie rückwärts gehend nachts zwölf Uhr die Stube kehrt.

Aber auch der nur im subalternen Rang stehende Stallbesen besitzt Zauberkräfte. Dem neueingekauften Vieh bringt es Gedeihen, wenn man es beim Einführen in den Stall über einen Besen schreiten läßt. Jagt man neugekauftes Federvieh über einen Besen, so gewöhnt es sich gut ans Haus. Einer Kuh erleichtert man das Kalben, wenn man sie mit einem Besen über den Rücken streicht. Geben Kühe blutige Milch, so wird das Uebel gehoben, wenn man sie durch einen Besen milkt. Um Pferde vor dem Scheuen zu bewahren, muß man sie beim Ausgang aus dem Stall über einen Besen führen, auf den man dreimal gespuckt hat. Das Gedeihen von Kohl und Gemüse befördert ein in die Ecke des Feldes gesteckter Besen. Maulwürfe und sonstiges Feldungeziefer vertreibt man, wenn man auf einem Besen um das Feld reitet.

„Aber das ist alles ja nur abergläubisches Zeug!“ ruft

lachend der aufgeklärte Familienvater. — Zugegeben natürlich; es ist aber nichtsdestoweniger seiner Zeit steif und fest geglaubt worden und wird zum Teil in manchen Gegenden heute noch geglaubt. Und wohlgemerkt! Was man steif und fest glaubt, und wäre es das unsinnigste und unmöglichste Zeug, das ist ebenso gut, als wenn es wirklichen Bestand hätte, denn es beeinflußt und lenkt in dieser Gestalt die Handlungen der Menschen in demselben Grade wie feststehende Verhältnisse und unumgängliche Thatsachen. Dies ist auch der eigentliche Grund, weshalb der Aberglaube so gefährlich werden kann und in der Vergangenheit oft so gefährlich geworden ist. A. Schroot.

Kaiser Wilhelm I. und sein Hofprediger. — Einmal sagte Kaiser Wilhelm zu dem Hofprediger Dr. Frommel: „Ich höre Ihre Predigten sehr gern, schon deshalb, weil Sie auf mich gar nicht Bezug nehmen."

„Majestät," erwiderte Frommel, „ich denke, es ist schwer genug, sechs Tage lang König zu sein, und darum gewiß erquickend, am Sonntag ein schlichter Christ im Gotteshause zu sein."

Da faßte der Kaiser seine beiden Hände und sagte: „Ja, so meine ich es auch!"

In Gastein war Frommel einmal zur Tafel bei dem dort ebenfalls zur Kur weilenden König Wilhelm geladen. Vorher kam ihm aber der Hunger an, und er kehrte bei Straubinger ein, um eine Suppe zu essen. Der Kaiser hatte es bemerkt und meinte nachher lächelnd: „Ei, lieber Frommel, Sie haben schon bei Straubinger gespeist. Sie dachten wohl, bei mir giebt's nicht viel?"

Frommel entgegnete launig: „Jawohl, Majestät. Sehen Sie, unsere selige Mutter hielt es immer so. Wenn wir als Kinder zu vornehmen Leuten eingeladen waren, dann mußten wir zwei Stunden vorher drei dicke Butterbrote hinunterwürgen, als solides Pflaster, damit wir uns manierlich aufführten und nicht zu viel nahmen."

Der Kaiser lachte und sagte: „Sehr gut, Sie haben doch eine kluge Mutter gehabt!" C. T.

Von der Tollkirsche. — Alljährlich liest man immer wieder von Vergiftungen mit Tollkirschen, die sich selbst in der Nähe der „intelligenten" Großstädte ereignen. Der Verwechslung der Tollkirschen mit Kirschen können freilich nur die kleinsten Kinder und die ungebildetsten Großen zum Opfer fallen, die sich durch das verlockende Aussehen der kirschenähnlichen Beeren der Tollkirsche verleiten lassen, dieselben zu genießen. Doch kommen mitunter die sonderbarsten Fälle vor. So aß zu Mariabrunn bei München im Herbst 1901 ein Mann zwanzig Stück Tollkirschen, da er von der philosophischen Erwägung ausging, was die Natur wachsen lasse, könne dem Menschen nicht schädlich sein. Der sonderbare Herr wurde durch die Bemühungen zweier Aerzte gerettet, nachdem er zwei Tage lang in höchster Todesgefahr geschwebt hatte. Durch das „Lutschen" giftiger Schwämme auf seinen Waldspaziergängen glaubte er sich eine gewisse Widerstandsfähigkeit gegen Pflanzengifte erworben zu haben.

Daß eine solche auch dem Tollkirschengifte gegenüber erreichbar ist, lehrt eine eigentümliche, in Marokko geübte Praxis, über die Professor Mouliéras in Oran folgende Mitteilungen macht: In den ausgedehnten Wäldern des Distrikts R'Mara in der Provinz Rif gedeiht die Tollkirsche in großer Menge und wird von den Eingeborenen Bellaïdur genannt. Die Giftpflanze steht dort in dem Rufe, das Gedächtnis zu schärfen. Die Leute begeben sich in ihren Hühnerhof und sperren einen recht starken, kampflustigen Hahn von den anderen ab. Dieser bekommt eine Woche lange nichts als Tollkirschen zur Nahrung, und wenn er, giftgesättigt, anfängt, die Federn zu verlieren, wird er abgeschlachtet und in Butter geschmort. Wer sich nach Verstandeskräftigung sehnt, muß den Gifthahn in drei Mahlzeiten aufessen und drei Tage lang, sehr warm zugedeckt, im Bette bleiben. Er steht dann mit dem hellsten Kopfe auf. Die Wirkung der Giftpflanze auf das Gehirn steht in Marokko so fest, daß sie einen förmlichen Handelsartikel bildet und zu Markte gebracht wird. Während der Be-

handlung zeigen sich folgende Symptome. Erster Tag: hochgradige Mattigkeit, Schwindel, Visionen, Schlafsucht. Zweiter Tag: allgemeine Niedergeschlagenheit, merkliche Besserung. Dritter Tag: vollständige Genesung. Jüngere Studierende bringen es allmählich fertig, täglich drei bis vier Tollkirschen zu verzehren, die sie mit heißem Thee hinunterschlucken.

Die Gewöhnung an das wirksame Pflanzengift der Tollkirsche, das Atropin, das gleich dem Nikotin ein Alkaloid ist, erinnert an das Arsenikessen der Tiroler, das Cocaessen der Indianer und selbst an König Mithridates, der sich gegen 22 Gifte immun zu machen verstand. Schon M. Bock in seinem „Kreuterbuch" (1546) weiß einen gut verlaufenen Fall von Tollkirschenvergiftung zu berichten, der sich im Jahre 1541 abspielte: „Gieng der selb man im wald un als ongever diß gewachs mit seinen lustigen Beeren ersahe, aße ern derselben ein gute schüssel vol, ward aber darnach am andern tag so tol und ungeschickt ... ich beschied auf der leut anbringen, man solt im des sterksten weins zu drinken geben. Also geschah, daß er entschlieff, un ward viderumb gesundt un lebt noch zu diser Zeit."

Außer der Vergrößerung der Pupille, die schon die kleinste Gabe Atropin hervorruft, und die das Gift zu einem der wichtigsten Medikamente in der Augenheilkunde macht, bewirkt das Tollkirschengift folgende Erscheinungen: enorme Pulsfrequenz, hochgradige Aufregung, ataktischen Gang, Zittern, Krämpfe, Schlinglähmung, Hallucinationen, Schlaflosigkeit. Nach sehr großen Dosen wirkt es tödlich unter dem Symptom der Lähmung und der Zersetzung der festen und flüssigen Teile. Es entsteht heftiges Brennen im Hals und Magen, quälendes Erbrechen, Krämpfe, Röte der Augen und des Gesichts, Betäubung, Raserei. Nach dem Tode zeigt das Blut eine große Auflösung. Aus Ohren, Mund, Augen und Nase erfolgen Ergüsse von Schleim und zersetztem, stinkendem Blute; der Unterleib ist sehr aufgetrieben, die äußere Haut mit braunroten Flecken bedeckt, das Gehirn mit Blut überfüllt.

In manchen Gegenden, so in Galizien, wird oder wurde

wenigstens die Tollkirsche zu sinnverwirrenden Liebestränken verwendet. Während der botanische Name der Tollkirsche, Atropa, von der den Lebensfaden abschneidenden Parze Atropos hergenommen ist, kommt der Name Belladonna („schöne Frau") davon, daß man dieses Giftkraut in Italien einer Schminke zusetzte, die besonders schön, interessant blaß machen, dabei auch die Augensterne vergrößern sollte. Die gefallsüchtigen Weiber vergaßen dabei freilich, welchen Gefahren sie sich mit ihrer Eitelkeit aussetzten.

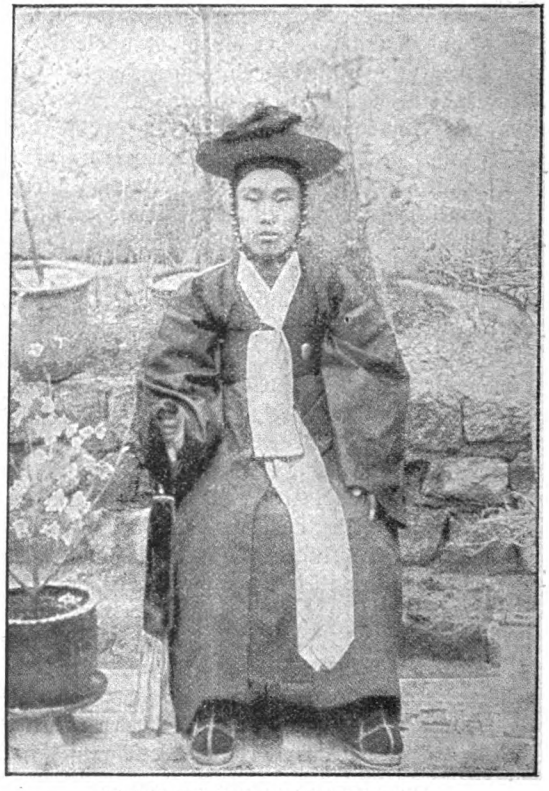
Bei Vergiftungen mit Tollkirschen wird man bis zum Anlangen eines Arztes alle Hausmittel anwenden, um das ausgiebige Erbrechen des Vergifteten zu bewirken (Wasser mit Butter, Oel, Milch, Seifenwasser und dann Zitronensaft, Essig und dergleichen eingeben), um so das Fortwirken des Giftes im Körper thunlichst abzukürzen. Der Arzt hat dem Atropin direkt entgegenwirkende Medikamente. A. Weis-Ulmenried.

Eigenhändige Prüfung. — Bekanntlich war das Kammergut Wusterhausen im heutigen Kreise Teltow dereinst ein Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelms I. Der Pächter dieses Gutes hielt seinen Kindern einen Hauslehrer, den der König einmal persönlich zu sprechen wünschte und deshalb rufen ließ. Der Kandidat erschien, und der König legte ihm sogleich die sonderbare Frage vor: „Welches ist der mittelste Buchstabe im ABC?" Der junge Mann, darauf nicht vorbereitet, stockte in der Antwort, weshalb ihn der jähzornige Monarch nicht nur derb anschnauzte, sondern ihm auch mit dem spanischen Rohr einige derbe Streiche versetzte. Starr vor Schreck über eine so unerwartete und harte Behandlung und noch mehr vor Furcht wegen anderweitiger böser Folgen, verfiel der arme Kandidat in ein hitziges Fieber und geriet in Todesgefahr. Friedrich Wilhelm erfuhr dieses bei einem neuen Besuch, den er seinem Pächter abstattete, verfügte sich sogleich selbst zu dem Kranken, sprach ihm Trost ein und bat ihn sogar wegen seiner Uebereilung um Verzeihung. Das wirkte kräftiger als alle Arzneimittel; der Kandidat genas und erhielt bald darauf ein königliches Hand-

schreiben, worin ihm die erste einträgliche Hofstelle versprochen wurde. Als bald darauf eine solche frei war, meldete der König dem Hofmarschallamt mittels Reskript, daß dieser Kandidat ohne weiteres ins Amt einzuführen sei, indem er denselben bereits „eigenhändig geprüft habe". Th.

Neues aus Korea. — Der Ruhm, den die Siege von 1870/71 den deutschen Waffen eintrugen, hat selbst in den fernsten Ländern das deutsche Militärwesen zum Gegenstand eifriger Nachahmung gemacht. Ueberall ist die deutsche Armeeorganisation das Muster für Reformen geworden; in Afrika, Asien, Südamerika hat man deutsche Instruktoren am Werke gesehen, sie durchzuführen. Kruppsche Kanonen, Mausergewehre u. s. w. sind in der ganzen Welt schußbereit. Die deutschen Uniformen hat man sogar in Ländern nachgeahmt, wo das Klima eigentlich eine leichtere Gewandung fordert. Selbst die einst viel geschmähte Pickelhaube hat sich die Welt erobert. Auch im östlichsten Ostasien, in Korea, kann man die Landestruppen darin stolzieren sehen. Das Königreich Korea verdankt seine heutige politische Wichtigkeit seiner geographischen Lage und dem ganz besonderen Interesse, das sowohl Japan als Rußland an seiner Unabhängigkeit haben. Die Halbinsel Korea, die im Norden an das russische Sibirien, im Westen an China stößt, streckt ihre umfangreichen meerumspülten Küsten zwischen die Hauptmasse von Japan einer- und Petschili, die Hauptprovinz Chinas, andererseits. In alten Zeiten hat Korea unter der Oberhoheit Chinas gestanden. Wiederholt hat Japan den Versuch gemacht, es unter seinen Einfluß zu bringen. Der seit 1864 regierende König I Höng suchte zunächst politischen Anschluß an China, als er sich von den Amerikanern bedroht sah, welche Korea wegen der Ermordung der Mannschaft eines an der Küste gestrandeten amerikanischen Schiffes zur Rechenschaft ziehen wollten. 1876 schloß der König aber mit Japan einen Handelsvertrag, der den Japanern drei Häfen öffnete und ihre Ansiedelung dort gestattete. Daran schlossen sich Handelsverträge mit verschiedenen europäischen Staaten; jetzt stehen neun Häfen, darunter Chemulpo, dem Handel

offen. Wiederholte Aufſtände veranlaßten China und Japan zum Einſchreiten auf Korea und 1885 zu dem Abkommen von Tientſin, wonach beide Mächte Korea zur Aufſtellung



Die frühere Uniform der koreaniſchen Garde.

einer nach europäiſchem Muſter gebildeten Armee verpflichteten und für den Fall neuer Unruhen ein Bündnis vereinbarten. Doch die Eiferſucht beider Staaten ruhte nicht, und 1894 kam es auf Korea zu dem Krieg zwiſchen China

Die heutige Uniform der koreanischen Garde.

Der König von Korea in Uniform.

und Japan, aus welchem letzteres bekanntlich siegreich hervorging. Im Frieden von Simonoseki wurde Korea für völlig unabhängig erklärt, während es thatsächlich ganz unter japanischen Einfluß geriet. Dies aber wollte wiederum

Der Kronprinz von Korea in „Zivil".

Rußland nicht dulden. 1896 wurde das von Japan beeinflußte Ministerium gestürzt. Russische Marinesoldaten besetzten die russische Gesandtschaft in Söul, und der König und der Kronprinz begaben sich in ihren Schutz. Nun schloß Japan mit Rußland einen Vertrag, durch den es sich mit Rußland in die Oberherrschaft teilte. Der König kehrte in seinen Palast zurück und nahm die Zügel der Herrschaft wieder in die Hand.

Bis zum Beginn der Heeresreform bestand die koreanische Armee nur aus einer 1000 Mann starken Leibwache. Diese wurde zunächst europäisch bewaffnet und dann verstärkt. Seit der russische Einfluß dominiert, ist die Armee schnell bedeutend angewachsen. Sowohl der König als sein Sohn, der Kronprinz I Tschok, tragen in besonderen Fällen eine Uniform, die nach europäischen Mustern zusammengestellt ist. Der Schnürrock erinnert an den unserer Husaren, ist aber mit Epauletten versehen. Wie die Mannschaften trägt auch der Herrscher zur Uniform eine Pickelhaube. Im Privatleben, sowie im diplomatischen Verkehr hält er an der herkömmlichen Kleidung fest, die aus einem leichten, lang und lose herabfließenden Gewand aus gelber Seide und einer merkwürdig gestalteten hochgewölbten Kopfbedeckung aus purpurner Gaze besteht. Das Gewand des Kronprinzen ist rot mit grünem Einsatz am Halse. Der mit kostbaren Steinen besetzte Gürtel ist aus purpurnem Gazegewebe. Das kaftanartige Gewand, das früher die Garde trug, war dunkelgrün. J. P.

Ein edler Kuß. — In dem Salon des vor etwa fünfzig Jahren weitberühmten Arztes Doktor Dumont in Paris war eine vornehme Gesellschaft versammelt, darunter auch der russische Fürst L. mit seiner Tochter Doris. Da erschien ein Bauer, ein hinfälliger Greis in schneeweißem Haar, und bat den Arzt um ein Heilmittel für seine kranke Frau. Ein junger vornehmer Franzose machte sich lustig über den wohl nur durch die Unaufmerksamkeit der Dienerschaft in den Salon geratenen Alten und rief: „Ich wette um zwölf Louisdor, daß keine hier anwesende Dame den Alten da küßt!“

Sofort legte die schöne Tochter des russischen Fürsten zwölf Louisdor auf einen Teller, ging auf den Alten zu und sagte: „Erlaubet mir, alter Vater, Euch nach der Sitte meines Heimatlandes zu begrüßen!"

Nach diesen Worten umarmte sie den Greis und küßte ihn.

Tief beschämt legte der Franzose nun auch zwölf Louisdor auf den Teller, und das edle Mädchen überreichte dem erstaunten und bis zu Thränen gerührten Greise und unter dem Beifalle aller Anwesenden diese vierundzwanzig Louisdor mit den Worten: „Russische Mädchen halten es für ihre Pflicht, das Alter zu ehren!" C. T.

Die Masse des Gletschereises in der Schweiz ist eine ungeheure. Etwa ein Zwanzigstel des Landes ist mit Gletschern bedeckt, und wenn man die durchschnittliche Tiefe derselben gleich 50 Meter annimmt, was eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist, da für verschiedene größere Gletscher eine Dicke des Eises von 300 bis 400 Meter nachgewiesen wurde, so ergiebt sich eine Eismasse von vier Billionen Meterzentner. Zum Transport dieses Eises brauchte es einen Güterzug, der, wenn jeder Wagen mit der Maximalladung von 10,000 Kilo befrachtet wäre, 1250mal um die Erde herumreichen würde, und auf der Erde wären nicht genug Menschen für den Bremserdienst aufzutreiben. Auch die Entfernung zwischen Erde und Mond würde nicht genügen, den Zug in seiner ganzen Länge aufzustellen; sie wäre dreizehnmal zu klein. Hingegen ließe sich derselbe ziemlich genau einmal um die Sonne herumlegen, so daß der Lokomotivführer und der Bremser auf dem hintersten Wagen noch miteinander verkehren könnten. C. T.

Geheimnisvolle Dokumente. — Seit fast drei Jahrhunderten schlummert im Besitz der Könige von England ein versiegeltes Paket von Briefen und Dokumenten der jungfräulichen Königin Elisabeth († 1603), und noch nie hat eine Hand versucht, das Rätsel des Geheimnisses dieser Papiere zu lösen. Wie eine mündliche Ueberlieferung behauptet, enthält dies versiegelte Paket die allerintimsten Korrespondenzen der großen Elisabeth, möglicherweise ihre Liebes-

briefe. Eine Bestimmung besagt darüber aber, daß das Band nur durch den gemeinsamen Beschluß des regierenden Herrschers, des Lordkanzlers und des Erzbischofs von Canterbury gelöst werden dürfe. Diese Uebereinstimmung soll indes noch niemals erzielt worden sein; bald fehlte die Einwilligung des Monarchen, bald die eines der beiden genannten Würdenträger, und so sind der Welt hochinteressante Enthüllungen bisher versagt geblieben. E. K.

Ein Temperenzlerfreund. — In einer amerikanischen Landstadt beraumte ein Temperenzverein eine Versammlung an. Der Hauptsprecher sicherte sich den Saal eines Restaurants für dieselbe. Dabei plauderte er mit dem Besitzer und suchte dessen Meinung über die Bestrebungen der Temperenzler gegen die Schnapstrinker zu ergründen.

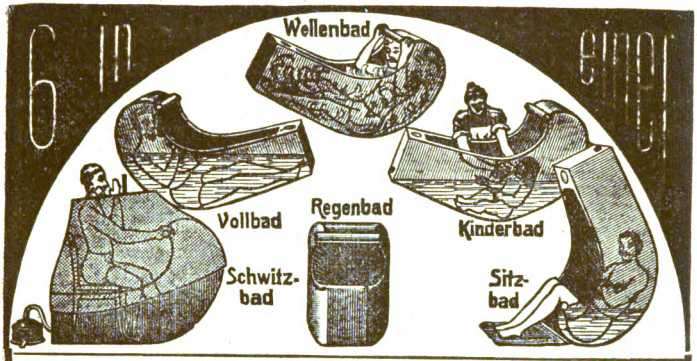
Der Wirt bekannte offen: „Mir ist auf alle Fälle ein Temperenzler lieber als ein Trinker."

„Würden Sie das morgen in unserer Versammlung wiederholen?" fragte der Temperenzler.

„Mit größtem Vergnügen," war die Antwort.

Die Versammlung fand statt, und als man über den Alkoholismus genügend losgelegt, schloß der Redner: „Und nun, meine Freunde, will ich Ihnen die Bestätigung meiner Behauptungen dadurch erbringen, daß der Besitzer dieses Lokals dazu das Wort ergreift."

Der Wirt bestieg unter lautem Beifall die Rednerbühne und begann: „Liebe Freunde! Ich will mit meiner Ansicht nicht zurückhalten. Ein Durchschnittstrinker kommt in meine Gaststube, bestellt ein Glas Whisky, nimmt den besten Platz ein, sitzt eine ganze Stunde, durchblättert die Zeitungen, spuckt die Stube voll, geht dann und hat zehn Cents verzehrt. Der Temperenzler aber schleicht von hinten in mein Lokal, kauft sich eine ganze Flasche Whisky, zahlt dafür und verschwindet so schnell, wie er gekommen ist. Er bringt mir mehr Geld und macht wir weit weniger Mühe." O. v. B.



Das Wellenbad erfrischt, stählt, reinigt, ist das angenehmste aller Bäder, durch kein anderes zu ersetzen. Das Wellen-Regenbad ist — von Flussstahlblech gefertigt — fast unverwüstlich und in jedem Zimmer unterzubringen. Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 46 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mk.
Von Künstlerhand illustrirte Broschüre: „Das moderne Bad" kostenfrei.

„Das Bad in Wort und Bild"
(Katalog A) enthält ein illustr. Preis-Verzeichniss aller Badeeinrichtungen für den Hausgebrauch nebst ihrer Anwendungsform nach ärztlichen Vorschriften, Eisschränke, Closets, Bidets, Aufwaschtische, Waschtoiletten, Ventilatoren etc.

Katalog B verzeichnet: Elektrische Licht-, Sand-, Dampf- und Heissluftbadeapparate, Dampf- und Warmwasserkessel von Gusseisen, Schmiedeeisen und Kupfer, sowie alle Einrichtungsgegenstände für Bade-, Kur- und Heilanstalten, nebst Projekten und Kostenanschlägen zu solchen.

Katalog C verzeichnet: Ventile, Hähne, Armaturen, Batterien und sonstige Installations- und Wasserleitungsgegenstände.

Interessenten erhalten obige Kataloge kostenfrei.

Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Fabrik für Bade-Einrichtungen. **Berlin 184,** KöpenickerLandstr.
Filialen: Berlin, Kommandantenstrasse 60, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstrasse 55.
Goldene Staatsmedaille 1899. ✱ Porträt-Medaille I. M. der Kaiserin 1900.

Emil Ziegler Fabrik mit elektrischem Betrieb Pforzheim 11

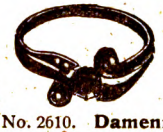
Directer Versand an Private gegen Baar oder Nachnahme.

Prachtkatalog gratis.

No. 2658. **Lange Damen-Uhrkette,** matt mit ächter ganzer Perle. 14 kt. Gold. M. 67.50.

No. 2633. **Lange Damen-Uhrkette** 14 kt. Gold M. 57.50. 8 kt. Gold M. 37.50. Gold auf Metall M. 9.50.

No. 2257. **Broche** mit feinsten ächten Perlen. 14 kt. Gold M. 15.— 8 kt. Gold M. 9.75.



No. 2610. **Damenring.** Aechte Perlen und Opal. 8 kt. Gold. M. 8.50.

Uhren **u. Ketten**

in allen Preislagen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlage ist erschienen:

Schwäbisches Wanderbuch.

Eisenbahn- und Wanderführer durch Württemberg und Hohenzollern.

Herausgegeben von der Generaldirektion der Kgl. Württemb. Staatseisenbahnen.

Bearbeitet von **Gustav Ströhmfeld.**

Mit zahlreichen Illustrationen, Karten, Plänen und Panoramen.

In rotem Leinenband. Preis 3 Mark.

Das „Schwäbische Wanderbuch" umfaßt das ganze Gebiet des an Naturschönheiten so reichen Württemberger Landes einschließlich der Nachbarbezirke — von der Hohenloher Ebene bis zu den Allgäuer Alpen und dem Bodensee, vom romantischen Donauthal und der Rauhen Alb durch rebengeschmückte Gelände, freundliche Städte und Dörfer bis zu den tannenumrauschten Höhen des Schwarzwaldes. Nach praktischen, aus der Erfahrung gewonnenen Gesichtspunkten bearbeitet, wird es ein nützlicher und zuverlässiger Führer sein sowohl für die Eisenbahnreise wie auch für Wanderungen zu abseits von dem eisernen Schienenstrange liegenden schönen Punkten und Sehenswürdigkeiten.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Von Autoritäten der Kinderheilkunde und tausenden Ärzten empfohlen.
Im Gebrauch der grössten Kinderhospitäler Deutschlands, Oesterreich-Ungarns etc.

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke **Kinder.**

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die **Muttermilch.** Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an **Verdauungsstörungen.** Kufeke's Kindermehl ist besonders in den **Sommermonaten** unentbehrlich und kommt bei **Brechdurchfall, Darmkatarrh** und **Diarrhoe** etc. als **BESTES** in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

Gratis. Die Broschüre „Der Säugling". Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt. Erhältlich in Apotheken und Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien I.

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

• • • **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.** • • •

Schatzkästlein des guten Rats.

7. vielfach vermehrte und umgearbeitete Auflage.
Mit 54 Illustrationstafeln. Preis elegant gebunden 5 Mark.
Zu haben in den meisten Buchhandlungen.